37. Jhg. November 2026 Nr. 11 (456)

MASURISCHE STORCHENPOST

Monatszeitschrift der Masurischen Gesellschaft /
Miesięcznik Stowarzyszenia Mazurskiego



Foto: Ewa Dulna



14. 10.2026 premiera nowej powieści Olgi Tokarczuk. S.57

Foto: wydawnictwoliterackie.p

Inhalt/w tym numerze

2 Gedenktage im November
Günter Schiwy

7 Drei polnische Autoren jüngerer Generation über Schlesien und die Deutschen
Grzegorz Supady

18/42 Wie traurig ist Panama: Schriftsteller Janosch ist tot
https://www.radiorst.de/dpa/

22 **Dieter Siebald** Aus Serie: Damals und heute“ Der erste Gän sebraten des Winters!

25 **Reinmhard Donder und seine Serie**
Nur der Schleier blieb zurück
Eine Geschichte aus Masuren / Von Hedy Groß

Teksty w języku polskim

30 **Ewa Dulna**
Saski Siedmiogród: Gdzie mazurski wiatr spotyka oczy Sybinu i mury Braszowa

35 **Grzegorz Supady**
Bernadetta Darska, „Republika ludzi młodych. Opowieść o nowym człowieku”

42 Janosch (1931 – 2026)
Redakcja

42 Siegfryd Lenz Uśmiech i geografia. O mazurskim humorze

54 Obchody Dnia św. Marcina

57 Nowa książka Tokarczuk – „Świata jest za dużo” – trafiła do księgarń jesienią: 14 października 2026 roku

59 Grzegorza Supady: Akrostychy

60 IMPRESSUM

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden/ Niniejsza publikacja odzwierciedla jedynie poglądy autorów i nie może być utożsamiana z oficjalnym stanowiskiem Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji.

Gedenktage im November

Günter Schiwy

Still wird es im Spätherbst, ängstlich still, wenn wir den November, den letzten Monat des Kirchenjahres erreichen. Der Sommer ist vorbei. Die Nachmittage sind kurz und dunkel. Und mit den Nebeln und dem Alter kommt die Vergangenheit, die Erinnerung an die ferne Kinderzeit.

Das liegt an den düsteren und nassen Novembertagen, die uns still und nachdenklich stimmen. Sie sind auch ein Symbol des Alters, ein Gleichnis des menschlichen Lebens und künden uns das Ende des Jahres an. Überall liegt das abgefallene Laub verstreut herum, als wollte es die nackte Erde vor dem Winter schützen.

Die Natur hat sich verausgabt. Sie braucht einfach Ruhe. Aber auch der Mensch geht im November in sich. In diesem Monat gibt es Tage, die die Erinnerung strapazieren. Manch einer wird dabei stumm, traurig und wortkarg. Allerheiligen, Allerseelen, Volkstrauertag, Totensonntag (Ewigkeitssonntag), ja - selbst der Buß- und Bettag erinnern uns an die Vergänglichkeit des Menschen. Wir erinnern uns derer, die vor uns heimgingen, an nahe, aber auch ferne Gräber in unserer Heimat.

Die fernen Friedhöfe sind uns leider als Vertriebene nicht zugänglich, weil sie weit im Osten Europas liegen. Wir können unserer Toten nur stumm im Gebet gedenken. Es tut der aufgewühlten Seele dennoch gut, wenn wir uns in dieser stillen und zu Herzen gehenden Zeit in unsere eigenen Gedanken vertiefen, wenn wir wieder einmal Rückschau halten. Ich selbst verspüre bei derartigen

Erinnerungen die unendliche Weite des östlichen Raumes mit seinen Wolken, mit dem azurblauen Himmel der Heimat.
Die einzelnen Bilder ziehen mit den dunklen Wolken noch einmal an mir vorbei. Leider nahm das Schicksal einen anderen Verlauf, als den, den ich mir wünschte. Nichts hält eben ewig, weil uns das Gesetz der Hinfälligkeit des Irdischen umgibt! Und dennoch ist der gedankliche Ausflug in die masurischen Erinnerungen in der Stille eine beruhigende Wohltat.

Bereits seit der Frühgeschichte gab es in allen Religionen der Erde einen bestimmten Zeitrhythmus, der das menschliche Leben bestimmte. Die Feste waren von den Jahreszeiten und damit ihren Naturerscheinungen abhängig. Das Werden von Tag und Nacht, aber auch das der Jahreszeiten mit der unterschiedlichen Sonnenwärme haben die Menschen tief beeindruckt. Deshalb hat der Mensch den religiösen Festen und Gedenktagen seit jeher eine wichtige Beachtung und Bedeutung beigemessen, weil sie zur Stärkung der eigenen Identität in der Gemeinschaft dienten.
So weist heute der Kalendermonat November folgende Gedenk- bzw. Feiertage auf:
Am 1. 11. den Allerheiligen, am 2. 11. den Allerseelen, am 11. 11. den Martinstag (früher Martini), am Sonntag vor dem letzten Sonntag des Kirchenjahres den Volkstrauertag, am 7 Mittwoch danach den Buß- und Bettag und am letzten Sonntag des Kirchenjahres den Totensonntag oder auch Ewigkeitssonntag genannt.

Der Allerheiligen gilt als festlicher Gedächtnistag aller Heiligen der katholischen Kirchen. Er wurde seit dem 8. Jahrhundert zu erst in England und Irland gefeiert und später von allen katholischen

Kirchen zu Ehren Marias und aller Märtyrer, wie Franz von Assisi oder aber des Heiligen Nikolaus übernommen, die zur „Gemeinschaft der Heiligen“ gehören. Der Allerseelen ist sehr eng mit dem Fest Allerheiligen ver- knüpft. Der Allerheiligen lenkt auf diesen Gedenktag der katholischen Kirche hin, führt uns auf die Spur unserer Ahnen, die vor uns heimgegangen sind. Am Allerseelen erfolgt die Fürbitte für die armen Seelen durch Entzünden von Lichtern auf Gräbern, die ursprünglich die Toten geister abhalten sollten.

Wir bekunden damit die Verbundenheit mit unseren Verstorbenen. Denn so wie ein Baum nicht ohne festgefugtes Wurzelwerk im Erdreich wachsen kann, so können auch wir ohne Verankerung nicht leben. Wir müssen deshalb zu unseren Wurzeln zurückkehren. Wir brauchen die feste Verankerung zu unserer Geschichte, zu der Zeit und seinen Menschen, die uns prägten. Wir müssen wissen, zu welchem Familienverband wir gehören, wer wir sind.

Der Martinstag oder Martini wird als Gedächtnistag an den Heiligen Martin gefeiert. Der Heilige Martin von Tours war im 4. Jahrhundert ein römischer Reitersoldat, der nach der Legende seinen Mantel mit einem Bettler teilte, das erste abendländische Kloster gründete und Bischof von Tours wurde. Er gilt heute als Schutzpatron der Soldaten, Hirten, Bettler und Tuchmacher.

Früher endete am 11.11. an Martini das Wirtschaftsjahr. Es war ein Termin für den Wechsel der ländlichen Dienstboten, für ein neues Pachtjahr, für die Abgabe des Zehnten und der Zinsen.

In vielen katholischen Gegenden entstanden am Martinstag bestimmte Bräuche, wie Laternenumzüge mit Kindern, das Essen der

Martinsgans, das Abbrennen von Feuern, der Auftritt von Maskengestalten, Beschenkungen, Lieder und Spiele.

Der Volkstrauertag ist ein Gedenktag für die Gefallenen der bei den Weltkriege. Er wurde 1920 vom Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge als Erinnerung an die Toten des Ersten Weltkrieges angeregt und ab 1925 am 2. Fastensonntag begangen. Erst 1952 wurde er auf den vorletzten Sonntag des Kirchenjahres gelegt.
Der Buß- und Bettag ist ein von den Religionen bestimmter Tag der Buße. Er hat öffentlichen Charakter und war bereits in der römischen und jüdischen Religion zum Zwecke der gemeinsamen Umkehr des Volkes verbreitet. Dieser Volksbrauch entwickelte sich an diesem Tage zum gemeinsamen Gebet mit Abendmahls gang und zur Gewissensprüfung Seit 1934 wurde in Deutschland der Buß- und Bettag einheitlich am Mittwoch vor dem letzten Sonntag im Kirchenjahr begangen. Er galt bis 1994 als gesetzlicher Feiertag. Seit 1995 ist er nur noch in Sachsen, Thüringen und Bayern ein geschützter Feiertag. In allen anderen Ländern und Landeskirchen ist er abgeschafft worden.
Der Toten- oder Ewigkeitssonntag wird am letzten Sonntag des Kirchenjahres in der evangelischen Kirche begangen. Er entspricht dem katholischen Allerseelen. Der Totensonntag ist 1814 in Sachsen eingeführt worden und wurde 1816 von den meisten Landeskirchen übernommen. Er ist in den evangelischen Kirchen als Gedächtnistag den Verstorbenen gewidmet. Diesem Tag kommt ein tiefes menschliches Bedürfnis zu, nämlich der Toten zu gedenken: Wir standen früher in meiner Kindheit dem Tode offener gegenüber. Da wurde uns die „Kunst des Sterbens“ von Kind auf beigebracht. Und heute sollen uns einmal im Jahr der

Allerseelen und der Totensonntag daran erinnern. Da wir die Freuden und Genüsse des Lebens nicht verachten, sollten wir auch uns dem Leid und Ende stellen. Wir können doch mit dem Tod leichter und besser umgehen, wenn wir uns bewusst sind: Ich muss sterben. Dann brauchen wir nicht zu klammern und zu horten. Denn ich nehme nichts mit, wenn ich gehe, weder meine Leistung, noch meinen Besitz, noch meine Er folge.

Wir sollten den Tod als Ratgeber und Begleiter annehmen und als solche verstehen. Das Wissen um den Tod kann uns zum „Loslassen-Können“ verhelfen, zu einer wirklich tief verwurzelten Stärke, um das Leben auch in der Spannung des Alters zielgerichtet zu meistern. Der letzte Sonntag des Kirchenjahres im tristen November spielt uns jährlich diesen Hinweis wieder zu. Begreifen wir ihn als das, was er ist, nämlich ein Totensonntag.

Alle Gesellschaften, Völker, Kulturen und Generationen verbindet eins, nämlich Feste und Gedenktage zu feiern. Dabei unter werfen wir uns bestimmten Riten und Ritualen einer überkommenden Zeit. In den Feiern steckt etwas, was uns prägt, was uns fest verwurzelt und was die eigene Seelentiefe fordert. Hier erleben wir die Traditionen in Bildern, Formen, Geschmäckern, Gesängen, vor allem aber im Mitmachen, im Beteiligt sein in einem fest vertrauten Kreise. Feiern heißt bekanntlich Kraftschöpfen, Zu mir kommen, den grauen Alltag vergessen. Wichtig dabei ist, dass unsere Seele in Wallungen gerät, neue Kraft schöpft. So gewinnen wir mit dem Älterwerden nicht nur die verantwortliche Verbundenheit zur Heimaterde, sondern auch zu ihren Traditionen, zu den Ahnen, zu unseren Vorfahren. Deshalb sollten wir mehr Gelassenheit und eigene Würde entwickeln, um zur Reife und Weisheit durch die leidvollen Novembertage zu kommen.

Drei polnische Autoren jüngerer Generation über Schlesien und die Deutschen
Grzegorz Supady

1. Filip Springer – Jäger eines verlorenen Schatzes

Der Journalist Filip Springer (Jahrgang 1982) setzte sich vor mehr als einem Jahrzehnt mit dem Thema Niederschlesien auseinander. Das Ergebnis seiner emsigen Beschäftigung mit der vor Ort vorgefundenen Kulturlandschaft sowie seiner historischen Recherchen war das vielfach kommentierte Reportagebuch *Miedzianka. Historia znikania* (Kupferberg/Miedzianka. Geschichte des Verschwindens). Springer präsentierte darin die Geschichte des kleinen Städtchens Kupferberg, das nach dem Krieg zuerst den Namen Miedziana Góra erhielt, dann aber in Miedzianka umbenannt wurde. Irgendwann beschloss man jedoch, diese Ortschaft vollständig zu liquidieren, wodurch all diese Namen zusammen mit dem städtischen Organismus von der Erdoberfläche und somit von den Landkartenverschwanden.

Der Reporter machte keinen Hehl aus seiner großen Faszination für dieses anderswo in Polen beispiellose Phänomen, das an das traurige Schicksal vieler polnischer Städte in den ehemaligen östlichen Grenzgebieten der Republik Polen erinnert. Dies war umso schmerzlicher, weil die Stadt Kupferberg auf eine reiche Geschichte, viel Tradition und materielle Kultur, deren Vorzeigebeispiel die örtliche Brauerei war, zurückschauen konnte. Springer gelang es, den Prozess ihres physischen und kulturellen Zerfalls vorzustellen, den Miedzianka in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts systematisch durchlief. In erster Linie geschah es in den Pionierjahren, also unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, des polnischen Bestehens in diesem Landstrich. Zu dieser Zeit konnten oder

wollten die neuen Siedler das Erbe dieses ehemals deutschen Landes nicht schätzen. Daher störte es damals normalerweise niemand, wenn evangelische Kirchen geplündert und zerstört oder Knochen alter schlesischer Aristokraten aus Gräbern geholt wurden, was meistens dadurch bedingt war, hypothetische Schätze drinnen zu finden.

Was den Ort jedoch endgültig vernichtete, war nicht nur der unkontrollierbare Zerstörungswille, der eine bestimmte Gruppe lokaler Siedler auszeichnete. Trotz seines Namens sollte Miedzianka im zwanzigsten Jahrhundert eher den Namen Uranka erhalten, weil die sowjetischen Behörden in den vierziger und frühen fünfziger Jahren in den Stollen der örtlichen Minen Uranerzvorkommen ausbeuteten, die dann *über Liegnitz/Legnica, im Volksmund als K*lein-Moskau bekannt, zur Herstellung von Atomwaffen in die Sowjetunion befördert wurden. Als diese radioaktiven Vorkommen erschöpft waren und sich nach Stalins Tod die Konstellationen auf der politischen Landkarte Osteuropas veränderten, hörte ihre Förderung im Laufe der Zeit auf. Eine Abkehr von der Uranförderung wurde wahrscheinlich auch aus rein humanitären Gründen entschieden. Zu dieser Zeit schien nämlich die Sorge um die Gesundheit der Bergleute und ihrer Familien doch wichtiger zu sein als der militärisch-wirtschaftliche Gewinn. Denn einer Bedrohung durch systematische Bestrahlung waren sich in der Regel die meisten Bergleute nicht bewusst. Ein weiterer Grund für den jahrelang fortschreitenden Rückzug der festen Bevölkerung aus dieser Stadt waren die massiven Bergbauschäden, die nicht nur Haustiere, Bäume, sondern auch Gebäudeteile unterirdisch einstürzen ließen. All diese Entwicklungen wurden von Filip Springer anschaulich und sehr suggestiv dargestellt.

Es ist erwähnenswert, dass der Autor beim Niederschreiben seiner stark literarisch untermalten Reportage weitreichende Objektivität bei der Behandlung sowohl der deutschen als auch der polnischen Bevölkerung bewies. Das heißt, er brachte eine große Portion Empathie auf, die auch seine Bewunderung für die Errungenschaften der Deutschen in Kupferberg/Miedzianka und den umliegenden Dörfern und Städten über viele

Jahrhunderte manifestierte. Gleichzeitig zeigte er Verständnis für einige Handlungen polnischer Siedler, verbarg aber nicht seine Kritik an bestimmten Aktivitäten, die darauf abzielten, das deutsche Erbe in Schlesien zu verwischen. Damit positionierte er sich in der Rolle eines Verteidigers der deutschen Staatsräson in dieser Region. Zugegeben, es ist ja schließlich nicht so, dass nur ein Narrativ, über die Länder zu schreiben, die vor 1945 ein integraler Bestandteil Deutschlands waren, zugelassen ist.

Springer bediente sich übrigens einer typisch polnischen Wahrnehmungsweise des Begriffs Schlesien, die sich in der fehlenden Unterscheidung zwischen seinen Bestandteilen Nieder- und Oberschlesien offenbart. In dem Teil, der einen Deutschen namens Überschar betraf, erwähnte er etwa, dass dieser pensionierte Polizeibeamte aus Schlesien (genauer: aus Pless/Pszczyna) nach Miedzianka gekommen sei. Aus deutscher Sicht blieb Ueberschaerja sowohl in Pless als auch in Kupferberg die ganze Zeit im weithin verstandenen Schlesien! Das ändert natürlich nichts an der wichtigsten Information über diesen Mann, und zwar dass er sich 1945 in einem Akt der Verzweiflung das Leben nahm und in einem von ihm selbst vorbereiteten Grab begraben wurde, das jetzt in einem dichten Wald unter einer Tafel versteckt ist, auf der sein Name, sein Geburtsdatum und sein Geburtsort eingraviert wurde. Es ist bezeichnend, dass niemand Zeit hatte, das Todesdatum auf der Steinplatte zu vervollständigen, die die sterblichen Überreste des Selbstmörders verbirgt.

Im Untertitel seines Buches verwendete Springer das Wort „verschwinden", einen Begriff, der einer Situation, in der sich Miedzianka befand, sehr angemessen scheint. Unweigerlich fällt mir hierzu auch ein anderer Begriff ein, abgeleitet von Thomas Bernhard, nämlich:„Auslöschung". Denn am Ende wurde die Stadt Kupferberg *vel l*Miedzianka einfach aus der Landschaft vollends getilgt, obwohl sie mit etwas gutem Willen wohl hätte gerettet werden können. Es fehlte jedoch zumindest ein Quäntchen dieses guten Willens dazu. Die ehemaligen Bewohner waren nicht in der Lage, einen finanziellen Beitrag zu leisten oder auf andere Weise zu hel-

fen, weil sich plötzlich herausstellte, dass es für eine Reaktivierung der zunehmend verfallenden Bausubstanz einfach viel zu spät war. Deshalb gelang es ihnen nur, an einem Baum eine Tafel mit einer Inschrift in deutscher Sprache anzubringen, die zur Bewahrung der Erinnerung an dieses Phantom aufruft, das in der Vergangenheit wirklich existierte und ihre Heimatstadt war.

Paweł Nowak, ein von Springer zitierter Liebhaber der Regionalgeschichte, der im Dorf Jannowitz/Janowice Wielkie in der Nähe von Miedzianka lebt, kommentierte diesen symbolischen Akt folgendermaßen: „Ich stelle es mir so vor: Sie kamen, schauten sich um, erkannten aber nur diesen Baum. Stellen Sie sich das vor: Von allem, was hier war, von diesen Häusern, Kirchen, Restaurants, erkannten sie nur einen Baum. Nichts mehr. Also ließen sie es stehen und fuhren weg“[1]. Diese Meinung klingt wie eine Mahnung, die übrigens auf ein Steinkreuz geschrieben wurde, das den Weg in die Stadt weist.

Obwohl Springer nie zu festen Bewohnern Niederschlesiens gehörte, wäre es nur schwierig, seinen Scharfsinn bei seiner Herangehensweise an das von ihm untersuchte Thema zu leugnen. Dabei sollte auf seine gründliche Kenntnis der lokalen Realitäten hingewiesen werden. Man kann sein Engagement sogar als Beweis der großen Liebe nicht nur für Miedzianka selbst, sondern auch für ganz Schlesien betrachten. Vielleicht liegt das daran, dass der Autor in Posen/Poznań geboren wurde, also in einer Stadt, in der das deutsche Element immer auf das polnische traf.

um, erkannten aber nur diesen Baum. Stellen Sie sich das vor: Von allem, was hier war, von diesen Häusern, Kirchen, Restaurants, erkannten sie nur einen Baum. Nichts mehr. Also ließen sie es stehen und fuhren weg“[2]. Diese Meinung klingt wie eine Mahnung, die übrigens auf ein

1 F. Springer, Miedzianka. Historia znikania, Wołowiec 2011, S. 257.

Steinkreuz geschrieben wurde, das den Weg in die Stadt weist.
Obwohl Springer nie zu festen Bewohnern Niederschlesiens gehörte, wäre es nur schwierig, seinen Scharfsinn bei seiner Herangehensweise an das von ihm untersuchte Thema zu leugnen. Dabei sollte auf seine gründliche Kenntnis der lokalen Realitäten hingewiesen werden. Man kann sein Engagement sogar als Beweis der großen Liebe nicht nur für Miedzianka selbst, sondern auch für ganz Schlesien betrachten. Vielleicht liegt das daran, dass der Autor in Posen/Poznań geboren wurde, also in einer Stadt, in der das deutsche Element immer auf das polnische traf.
Bei der Lektüre des Buches, in dem überwiegend deutsche Ortsnamen verwendet wurden, war es erforderlich, sowohl den polnischen als auch den deutschen Atlas zu gebrauchen. Nur dann würde die beschriebene Realität eine Chance bekommen, wirklich lesbar zu werden.
Springer zeigte mit seinem Debüt großes Gespür für menschliche Angelegenheiten im Kontext großer und kleiner Geschichte. Gleichzeitig gelang es ihm, das Motiv der geistigen Übernahme der jahrhundertealten Tradition Schlesiens durch die polnische Bevölkerung in gewisser Weise zu versinnbildlichen. Parallel dazu betonte er also, dass die neuen Bewohner allmählich anfangen, diese geistige und materielle Tradition fortzusetzen. Dies wurde nicht nur von ihm selbst bewiesen, sondern auch von seinen Informanten, dank denen es möglich war, dieses sehr wichtige Werk zu schaffen.

2. Anna Arnos oberschlesische Heimatstadt

Nicht nur der Posener Springer ist sensibel für alles, was postdeutsch ist, denn gerade *Poniemieckie* (dh. wortwörtlich *post-*

deutsch) lautet auch der Titel eines Kapitels im Buch *Ten kraj*[3](Dieses Land), das 2018 von der 1984 in Hindenburg/Zabrze geborenen Anna Arno veröffentlicht wurde. Es ist weiterhin kein Zufall, dass Karolina Kuszyk, eine aus Liegnitz/Legnica gebürtige und heute in Berlin lebende Schriftstellerin, den 2019 auf dem polnischen Verlagsmarkt erschienen Band ihrer Reflexionen identisch betitelte. Obwohl Anna Arnos Beziehung zu Zabrze als eher locker angesehen werden kann, schon allein aufgrund ihres Studienortes (New York) und ihrer aktuellen Wohnadresse (Krakau), prägte der (post)deutsche Charakter von Zabrze in hohem Maße auch ihr Weltbild, das sie in einem Interview erwähnte:

Ich bin nicht in einem postdeutschen Mietshaus aufgewachsen, aber solange ich denken kann, wusste ich, dass Zabrze einmal Hindenburg war, eine deutsche Stadt – und das hat mich beeindruckt. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, dass oft gesagt wurde, dass etwas deutsch sei. Meine Eltern, vor allem meine Mutter, haben sich von Schlesien abgeschnitten – programmatisch. Wir haben keine schlesische Tradition, wir sprechen keinen Dialekt, aber das Paradoxe ist, dass wir Schlesien mit erschaffen[4].

In ihrer Essaysammlung notierte Arno, dass sie fast genau vier Jahrzehnte nach Kriegsende geboren wurde. Dennoch möchte man sagen, dass die „Zunge" eines Traumas, das mit dieser Zeit verbunden war, ständig zahlreiche Artefakte rund um die Schriftstellerin in ihrer Kindheit „leckte". Arno schrieb darüber: „‘Es ist noch postdeutsch‘, wurde bei mir zu Hause geredet und es steckte ein Geheimnis darin. Postdeutsch, aber immer noch im guten Zustand. Vielleicht wenig anmutig, dafür aber praktisch"[5]. Etwas weiter fügte Arno hinzu: „Postdeutsch – roter Backstein, massives Fachwerk, oder, wie die Franzosen sagen, *maison à colombage*. Das Gebäude des Krankenhauses in Zabrze, das Postgebäude, von Deutschen gut gemacht. Eine postdeutsche Villa, ein Theater, eine

2. A. Arno, Ten kraj, Kraków 2018.

postdeutsche Stadt, in der ich geboren wurde“[6].

Arno zitierte auch die Aussagen eines anonymen Mannes, der als Kind in der Nachkriegszeit direkt aus Sibirien nach Zabrze kam, wo er und seine Familie verbannt waren oder vor dem Nazi-Sturm fliehen mussten. In dieser Figur kann man wahrscheinlich jemanden aus dem engsten Umfeld der Autorin suchen, wahrscheinlich ihren eigenen Großvater. Er und seine Familie wuchsen in völlig neuen Verhältnissen auf. Aus diesem Grund waren diese Menschen gezwungen, sich mit dem neuen *Status quo* in Schlesien auseinanderzusetzen:

„Wahrscheinlich, unglaublich“ – du wirst dir vielleicht die Frage stellen, woher ich solche Worte kenne. Denk aber daran, dass wir eine deutsche Köchin, die Elfriede, zu Hause hatten. Zu Weihnachten hat sie die besten Geschenke für uns vorbereitet. Sie arrangierte Süßigkeiten auf einem großen Teller: glänzende, bunte Bonbons [...] Deutsch ist Kindheit und Schuberts Lieder. Bachs Kantaten. Beispiel: „Ich habe genug“[7].

Die obige Aussage ähnelt in vielerlei Hinsicht den Erfahrungen anderer Künstler aus der Region Schlesien, wie Jerzy Pilch (1952-2020) oder des 1972 in Königshütte/Chorzów geborenen Wojciech Kuczok. Im Falle des letzteren Schriftstellers scheint Bach jedoch gegen Haydn verloren zu haben, der von seinem Vater besonders verehrt wurde.

Die allmähliche Veränderung des Charakters der vor 1945 zu Deutschland gehörenden Gebiete zeigte sich besonders in der Übernahme der ehemaligen evangelischen Kirchen für die Bedürfnisse der Katholiken. Aus heutiger Sicht wird dabei manchmal vergessen, dass etwa die Marienbasilika in Danzig vierhundert Jahre lang den Protestanten diente. In vielen alten Gemeinden Schlesiens wurden charakteristische Emporen eifrig abgebaut und stattdessen für katholische Kirchen geeignete Ausstattungselemente angebracht. So schrieb Arno zu diesem Thema anlässlich ihres Aufenthalts in Hirschberg/Jelenia Góra und in der Umgebung dieser Stadt:

https://dolnyslask.pl/wywiady-i-artykuly/anna-arno-w-moim-kraju-trzeba-bic-

6 Ebenda, S. 76.

7 Ebenda, S. 77.

Dies ist am besten in der Gnadenkirche zu sehen. Mit Holzbalkonen rund um das Hauptschiff. Es sollte roh sein, ohne Skulpturen und unbemalt, aber eine Person wird sich immer etwas einfallen lassen, um die Verbote zu umgehen. Daher spezialisierten sich lokale Meister auf Holzornamente. Und dann wurde die Kirche von Katholiken übernommen, sie sah arm aus, also stellten sie Beichtstühle mit einem vergoldeten *Rocaille-Motiv* auf. Und sie malten gelbe, goldene und rosa Wolken an die Decke. Sie schämten sich ein wenig, also banden sie Schürzen um die Lenden der Engel[8].

Was ferner eine Aufmerksamkeit der Leserinnen und Leser erregen kann, ist die Genauigkeit der Meinungen, die Arno über den Zusammenstoß des polnischen Elements mit dem deutschen geäußert hat. Noch auffälliger ist aber die Tatsache, dass die Autorin in der deutschen Kultur fest etabliert ist, obwohl sie sich beruflich vor allem mit den angelsächsischen und frankophonen Kulturkreisen auseinandersetzt. Wer sonst würde beim Betrachten die Fassade des Gebäudes, in dem sich der Hauptsitz der NOT (Oberste Technische Organisation) in Zabrze befindet, mit dem Atlas aus dem Gedicht von Heine assoziieren: „Die ganze Welt der Schmerzen muss ich tragen“?[9].

3. Karolina Kuszyk und die polnischen Schlafzimmer

In einem von mir einst im Buchantiquariat erworbenen Bildband[10] fand ich eine schwarz-weiße Abbildung, die das Gemälde „Die heilige Familie“ zeigte. Der Autor jenes im renommierten Taschen-Verlag erschienen Albums, Claus Sommerhage (1950-2003), ergänzte sie mit der folgenden Bemerkung: „Von einem unbekannten späten Nachfolger der Nazarener“. Dieser etwas desillusionierende Wink, laut dem der Künstler definitiv als „unbekannt“ anzusehen war, schien mir lange Zeit ziemlich überzeugend zu sein.

Ich kannte dieses Bild recht gut, genauer gesagt dessen großformatige

8 Ebenda, S. 78-79.

9 Ebenda, S. 74.

10 Die deutsche Romantik. Literatur und Malerei 1796-1830, Köln 1988, S. 134.

Kopie, die in fast jedem Schlafzimmer in meiner Heimatgegend hing. Erstaunt war ich aber nur darüber, dass es ein später Nazarener, also ein Künstler gewesen sein muss, der aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem deutschen Sprachraum herkam. Was mir dabei seltsam erschien, war die Tatsache, wieso ein Bild eines womöglich deutschen Malers unter die Strohdächer all jener Blockhütten auf dem Lande irgendwo in Zentralpolen gelangen konnte?

Eine Antwort auf diese Frage stellte sich nicht sofort ein, obgleich sie den eingeweihten Kunsthistorikern wahrscheinlich schon immer bekannt war. Ich selbst musste auf die Lösung dieses Rätsels ziemlich lange warten, und zwar bis das vorhin erwähnte Buch *Poniemieckie*[11] von Karolina Kuszyk (Jahrgang 1977) erschienen ist. Dort wurde endlich das mich schon seit Langem plagende Geheimnisenthüllt. Es stellte sich nämlich heraus, dass all jene mir aus der Kindheit bekannten heiligen Öldrucke nicht von anonymen Künstlern, sondern von Josef August Untersberger (1864-1933)herstammen. Dieser österreichische Maler, dessen Leben ein völlig anderes als das entbehrungsvolle Dasein eines Heiligen war, machte sich seinerzeit unter dem Pseudonym Giovanni einen Namen. In seiner reifen Schaffensphase arbeitete er für die Dresdner Kunstanstalten KAMAG, wodurch er zu einem gewissen Ruhm und Reichtum gelangen konnte. Zu seinen bekanntesten Werken, die meistens zu enormen Verkaufsschlagern wurden, gehörten neben dem eingangs genannten solche Gemälde wie „Christus am Ölberg“ und die „Seepredigt“. Letzteres erhielten meine Eltern, ähnlich wie viele andere Brautpaare in jener Zeit, zu ihrer Hochzeit: Es muss wohl das wichtigste Geschenk gewesen sein. Eine echt riesengroße Farbkopie war hinter einer Glasscheibe platziert und besaß eine außerordentlich stattliche, mit billigem Blattgold beschichtete Umrahmung. Jene überdimensional großformatige „Seepredigt“, die übrigens nichts mit dem in den 1920er Jahren verbrei-

11 Wołowiec 2019. 2022 wurde die deutsche Übersetzung dieses Buches mit dem veränderten Titel: In den Häusern der Anderen. Spuren deutscher Vergangenheit in Westpolen, Berlin 2022, veröffentlicht.

teten Handtuchformat zu tun hatte, begleitete meine Familie ungefähr bis zu einem einschneidenden Wendepunkt, als man sich nämlich von einem in den anderen Tag gezwungen sehen musste, sie auf irgendeine Weise loszuwerden. Das Gemälde war nämlich viel zu groß, um an der Wand eines winzigen Schlafzimmers in einer sozialistischen Plattenbauwohnung Platz finden zu können, die uns wider alles Erwarten einmal doch zuerkannt wurde. Jene Trennung vollzog sich nicht ganz ohne Gewissensbisse, da man die Loswerdung eines heiligen Bildes nahezu als Gotteslästerung empfand. Letzten Endes erklärte sich ein auf dem Land lebender Familienangehöriger bereit, der überlebensgroßen „Seepredigt" ein würdiges Obdach zu gewähren.

Angesichts der oben genannten Tatsachen begann ich langsam darüber nachzudenken, auf welche Art und Weise so vervielfältigte Gemälde überhaupt nach Polen gekommen waren und jahrzehntelang ohne jegliche Beachtung des Urheberrechts hierzulande verkauft werden durften. Als Erstes kam mir in den Sinn, dass es die deutschen Besatzer gewesen seien, die während des Zweiten Weltkriegs einen Deal mit den allgemein für ihre Frömmigkeit bekannten Polen machen wollten, um sie dadurch irgendwie zu beschwichtigen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass man derartige Bilder schon in den 1930er Jahren polenweit zum käuflichen Erwerb anbot. Man kann sich etwa gut vorstellen, dass manch ein Käufer während seiner Wallfahrt nach Tschenstochau in den Besitz eines solchen Bildes kam. Doch, ein kleines Mitbringsel wie etwa der „Heilige Schutzengel" von Hans Zatzka (1859-1945), war auf dem Heimweg bestimmt nicht so umständlich wie die mir bekannten Schlafzimmerbilder. Dazu muss noch unterstrichen werden, dass die Pilger ja fast auf ihre strapaziöse Wallfahrt, die oft mehrere Tage lang dauerte, keine Habseligkeiten mitnehmen konnten.

Eine andere Lösung dieses Problems durften Handlungsreisende geliefert haben, insbesondere diejenigen, die ihre Ware während feierlich begangener Kirmessen vor Ort anboten. War man darüber informiert, wann und wo zum Beispiel eine Ablassfeier stattfindet, konnte man vermutlich

ein solches Bild direkt von einem unternehmerisch denkenden Händler erstehen und es dann schon leichter mit dem eigenen Fuhrwerk in sein Haus befördern.
Die Frage nach der Urheberrechtverletzung lässt sich dagegen folgendermaßen erklären: Nach 1945 wurden die Copyrights in vielen Ostblockstaaten einfach kaum beachtet. Es ist außerdem nicht ganz sicher, ob sich die rechtlichen Nachfolger der von Adolf May mitbegründeten Kunstanstalten KAMAG ihr Anrecht auf einen Profit davon überhaupt vergegenwärtigten. Das Geschäft mit der Serienproduktion von Kopien der sakralen Kunstwerke von Josef Untersberger florierte allerdings lange Zeit sehr gut. Noch bis heute zieren sie vermutlich manch ein Schlafzimmer oder sogar eine protzig eingerichtete gute Stube, insbesondere in der ländlichen Gegend.
Im Frühling des Jahres 2021 konnte ich ferner nicht schlecht staunen, als ich in einer Buchhandlung nach Ostergrußkarten suchte. Am Verkaufsstand bemerkte ich nämlich unter vielen anderen eine Karte mit dem berühmten Giovanni-Motiv. Der Herausgeber vergaß aber, eine entsprechende Herkunftsquelle anzugeben. Wahrscheinlich tat er es aus zweierlei Gründen: Entweder kannte er die Autorschaft nicht oder er war sich dessen bewusst, dass die Urheberrechte dafür schon sowieso längst verfallen sind. So oder so: ohne eine aufmerksame Lektüre des Buches von Karolina Kuszyk hätte ich es vermutlich nie erfahren, wie jener geheimnisvolle Künstler heißt, der all die heiligen Bilder schuf und sich dadurch gewissermaßen quasi als ein Raffael des 20. Jahrhunderts zu positionieren vermochte.
Schon die drei oben angeführten Beispiele aus der zeitgenössischen Literatur Polens zeugen deutlich davon, dass es heutzutage Schriftsteller und Schriftstellerinnen gibt, die durch ihren persönlichen Bezug zu ihren Geburtsorten bzw. durch ihr Interesse Schlesien mit seiner deutschen Vergangenheit nicht nur für sich selbst zu vereinnahmen, sondern die Erinnerungen das Vorherige auf eine oft spannende Art und Weise künstlerisch zu verarbeiten versuchen.

Die deutsche Presse
über den verstorbenen Jonosz

Wie traurig ist Panama: Schriftsteller Janosch ist tot

Was braucht man zum Glück? Freunde, Humor und Zufriedenheit, finden Tiger und Bär. Mit liebevoll verschrobenen Geschichten hat ihr Schöpfer Janosch die Welt erobert. Nun ist der berühmte Künstler tot.

Kinderbuchautor Janosch München (dpa) - Was wohl Tiger und Bär getan hätten? Sie hätten Janosch bis zuletzt liebevoll umsorgt, ihm Bouillon mit Mohrrüben aus dem Garten gekocht und zum Nachtisch frisch gepflückte Waldbeeren ans Bett gebracht. Und nach seinem Tode hätten sie geweint, verzweifelt erst, um sich später mit Geschichten und Erinnerungen zu trösten. Nun ist es so weit: Am Dienstag ist der Schriftsteller und Maler mit dem Künstlernamen Janosch im Alter von 95 Jahren auf Teneriffa gestorben, wie sein Tübinger Verleger Bernhard Feil im Auftrag der Frau des Künstlers der dpa mitteilte.

Kinder und Erwachsene lieben die mutigen, fröhlichen Werke des Künstlers, der einige Jahre auch am Ammersee im Süden Münchens lebte. Mehr als 150 Bücher verfasste er, teilweise ist von rund 300 Werken die Rede. Sie wurden in rund 40 Sprachen übersetzt, die Gesamtauflage geht in die Millionen.

Mühsamer Weg zum Ruhm

Dabei waren die Anfänge mühsam für den Schriftsteller und Illustrator, der eigentlich Horst Eckert hieß. Die Kunstakademie in München nahm ihn nicht auf. Und sein erstes Werk «Die Geschichte vom Pferd Valek» war kein Erfolg. Doch er machte unbeirrt weiter und schuf Bücher wie «Hannes Strohkopp und der unsichtbare Indianer» oder «Lari Fari Mogelzahn». Für Erwachsene verfasste er Theaterstücke und Romane und bebilderte pikante Geschichten des französischen Adligen Marquis de Sade.Janoschs Durchbruch kam 1978 mit dem Kinderbuch «Oh wie schön ist Panama». Tiger, Bär und Tigerente wurden zu Stars und zierten bald Produkte wie Schnuller, Socken, Brotzeitboxen oder Fahrräder. Die Sachen verkauften sich bestens und befeuerten den Absatz der Bücher. Die niedlichen Figuren hätten von Anfang an das Potenzial gehabt, Maskottchen zu werden und seien auch geschickt vermarktet worden, sagte die Bibliothekarin Christiane Raabe mal. «Der Erfolg seiner Panama-Bücher ist ohne die damit verbundene Merchandisingmaschinerie nicht denkbar.»Die Urheberrechte übernahm die Janosch Film & Medien AG. Ein einträglicher Rummel um Lizenzrechte und Vermarktung, doch der Erfolgsautor machte sich rar. «Ich habe nichts damit zu tun, ich sehe das auch nicht, ist zu weit weg. Das ist eine andere Baustelle», sagte Janosch.

Das Paradies um die Ecke

Doch Janoschs Erfolg lässt sich nicht nur mit einer geschickten Vermarktung erklären. Die Sprache seiner Kindergeschichten ist kräftig und geradeheraus. Seine fantasievollen Illustrationen und Geschichten sind skurrile Charakterstudien, die das Verschrobene und gleichzeitig Liebenswerte der Figuren aufzeigen.

Die Welt von Tiger und Bär ist fröhlich, friedlich, durchzogen von leiser Wehmut. Das Paradies liegt in Panama, duftet nach Bananen und die Freunde wollen es finden. Am Ende ihrer Reise stellen sie fest, dass das Glück stets in ihrem Häuschen am Fluss war. «Jeder lebte schon immer im Paradies, hat es nur nicht gewusst», kommentierte der Autor mal.

Suff und Prügel

Im Kontrast dazu die Werke für Erwachsene, die Einblicke in die harte Kindheit des Autors geben, der 1931 geboren wurde im oberschlesischen Zabrze im heutigen Polen. In «Cholonek oder der liebe Gott aus Lehm» schildert er den Alltag in der grauen Bergarbeitersiedlung, schonungslos aber auch wehmütig. Der Vater soff bis zum Exzess, verstieg sich im Größenwahn und projizierte aberwitzige Träume auf seinen Sohn. Und er tobte, wenn dieser die Hoffnungen nicht erfüllte. Auch die Mutter ließ ihren Frust an dem kleinen Horst aus und prügelte ihn - oder putzte ihn so fein heraus, dass er zum Gespött der Schule wurde. Eine überaus strenge katholische Erziehung schürte Ängste vor Sünde und Fegefeuer, dazu später die «Quälerei» in der Hitlerjugend.

Lieber Chaos als «totale Zerstörung»

«Die ersten Jahre meines Lebens waren die totale Zerstörung meiner Person», sagte Janosch mal der «Süddeutschen Zeitung». 1946 dann ein Neubeginn: in den Wirren der Nachkriegszeit zog die Familie nach Oldenburg. «Meine eigene Stimmung war Abenteuerlust. Mir hat die chaotische Zeit sehr gut gefallen, alles war besser, als katholisch im Nazi-Deutschland mit einem besoffenen Vater zu leben», zitiert ihn Angela Bajorek in ihrer Biografie «Wer fast nichts braucht, hat alles».

Janoschs Kinderbücher sind ein Gegenentwurf zur eigenen Vergangenheit, die der Künstler später zu verdrängen suchte, indem er sich mit Alkohol betäubte. Sein eigenes Paradies schuf er auf Papier. Bunt und naiv, mit skurrilen Wesen, die füreinander einstehen und sich gegen Unrecht und Obrigkeiten wehren.

Vom Engel «zu den Sternen getragen»

Trotzdem sind seine Figuren keine Tugendbolde. In der Weihnachtsgeschichte «Der alte Mann und der Bär» etwa gehen fromme Kirchgänger achtlos an den Bedürftigen vorbei. Es bräuchte nicht viel, um jemanden glücklich zu machen, ist Janosch überzeugt. Seine Figuren schwelgen in simplen Genüssen: Waldbeerenkompott mit Honig, Springforelle mit Mandelkernsoße oder selbst gesammelten Pilzen.

Erst Himmelfahrt, dann Sintflut

Sein privates Paradies fand Janosch vor Jahrzehnten auf Teneriffa, wo er mit seiner Frau Ines lebte. Sein Lieblingsplatz: «Immer Hängematte», vertraute er seiner Biografin an. Dort lebte er ein einfaches Leben, wie er der Deutschen Presse-Agentur zu seinem 85. Geburtstag am 11. März 2016 erzählte, «mit Essen, und ich trinke diesen Wein. Und ich pflanze im Garten Kartoffeln zum Beispiel.» Sein größter Wunsch damals: «Dass ich hier ewig so sitzen kann und die Sintflut erst kommt, wenn ich ganz weg bin. Also NACH meiner Himmelfahrt.»

https://www.radiorst.de/dpa/

Dieter Siebald Aus Serie: Damals und heute“

Der erste Gänsebraten des Winters!

Hört man Martinsgänse, denkt man an die seenreichen, historischen Landschaften von Ostpreußen, im Nordosten von Polen! Der 11.November steht für herbstliche Gemütlichkeit, Ernte Dankfest und alte ostpreußische Bräuche. In Masuren war die Gänsezucht weit verbreitet. Die Gänse fanden auf den Wiesen und unzähligen Gewässern, hervorragende Lebensbedingungen. Ab dem Spätherbst, wenn die Gänse fett gefressen waren, begann die Schlachtzeit. Die Martinsgans, im November, war der Auftakt für den ersten Gänsebraten des Winters. Aus Masuren, aus alter Zeit, wird berichtet, dass das erste Gänseessen eine Art Volksfest war. Nach dem Essen versammelten sich die Herrschaft und das Gesinde! Bei Musik wurde ausgelassen getanzt. Ein besonderer Brauch war, das „Gänseknochen - Ziehe!“ Hierbei wurde das Brustbein des Vogels genommen, auch „Wunschknochen“ genannt, man zog daran, bis er brach! Derjenige, der das längere Stück in den Händen hielt, dem wurde ein langes Leben oder die Erfüllung eines Herzenswunsches, vorausgesagt! Einsam und menschenleer ist es in Wald, Feld und Flur geworden, der November, melancholisch und schwer, bedeckt die Natur! Alte Bräuche leben wieder auf, Martinsfeuer werden entzündet, um die bösen Geister und die Schwärze der Nacht zu vertreiben! Es finden Laternenumzüge an Sankt Martin statt, um an den Mildtäter zu erinnern.In alten Zeiten wurden am Martinstag die Mägde und Knechte entlohnt und man entschied, ob sie auf dem Hof bleiben konnten oder weiterziehen mussten. Es war auch der Rückblick auf ein gutes oder schlechtes Jahr! **„Martinsgänse einmal anders!“**Durch Zufall fiel mir kürzlich meine Sammlung von alten Tagebüchern in die Hände, in denen ich eine Episode, welche sich schon vor ein paar Jah-

ren ereignet hatte, wieder fand.Martinsgänse einmal anders! Heute ist unser Stammtischtag. Als wir uns im Dorfkrug trafen, hatte der Nebel die bizarre Dunkelheit mit seinem feuchten Laken vollkommen eingehüllt, es war ein Wetter zum Fürchten! Erich hatte heute Geburtstag und es sollte ein feuchtfröhlicher Abend werden. Die Gespräche unter den Jägern im Ort wurden immer lauter, jeder wollte in diesem Jahr den stärksten Rehbock geschossen haben, jeder hatte Ärger mit dem Wildschaden und auch das noch, unser Bezirk hatte die Tollwut!
Ausgerechnet vor Weihnachten, jetzt konnte man noch nicht einmal einen Wildbraten verkaufen. Immer lauter wurde diskutiert, bis wir uns nach fortgeschrittener Stunde und reichlich Feuchtem, durchgerungen hatten, den Füchsen muss es ans Leder! Es wurde beschlossen, dass nächste Woche eine außerplanmäßige Fuchsjagd stattfinden sollte.Endlich wurde die Phonzahl im Schankraum gedämpfter, die Gemüter hatten sich beruhigt und wir wollten den Heimweg antreten.
Mit dem Auto konnte keiner mehr fahren, der Wirt bestellte uns ein Taxi. Leicht angesäuselt verließ ich die Schankstube, um mich ins Taxi zu setzen. Der Taxifahrer hatte direkt an einer Hainbuchenhecke eingeparkt. Keine Straßenlaterne brannte und ich musste mich an der Hecke, entlang, ins Auto zwängen.
Plötzlich, ein stechender Schmerz in meiner Wade, irgendwas hing an meinem Bein! Das gibt es doch nicht, ein Fuchs hatte sich an mir festgebissen! Laut fing ich an zu schreien! Die Tür vom Schankraum flog auf und meine Stammtischbrüder standen lachend auf dem Vorplatz des Dorfkruges.
„Von welchem Affen bist du denn gebissen worden, „riefen sie im Chor.“Ein Fuchs hängt an meinem Bein“, rief ich ihnen zu.
„Lass den Quatsch, wo soll denn hier ein Fuchs hergekommen sein!“ Doch ich hörte nicht auf ihr Gerede und versuchte den Rotrock loszuwerden, indem ich ihm mit meinem Schuh, auf den Schädel drosch. Wie ein geölter Blitz suchte der Fuchs das Weite.

In diesem Moment sahen meine Jagdkollegen ebenfalls den Roten Recken. Plötzlich, ein hektisches Getrappel, jeder lief zu seinem Auto, um sich seine Flinte zu holen, denn bei ihnen war das Weiße im Auge und das Jagdfieber ausgebrochen. Der Fuchs jagte mit einem Affenzahn durch das Dorf und auf den Hof von Bauer Anselm. Wie eine rote Kugel, zielstrebig, drang er in den Gänsestall ein. Plötzlich, ein riesen- Getöse -, die alte Bude fing an zu wackeln und zu beben. Anselm durch den Lärm aufgeschreckt, rannte mit seiner Flinte bewaffnet, im Nachthemd und barfüßig aus dem Haus, in den Hof.
Er sah aus wie ein Kobold.
Gleichzeitig trafen der brüllende Haufen und ich, humpelnder weise, ebenfalls ein.Ich hörte nur, „Auf Drei wird gefeuert!“
Als wenn ein Unwetter ausgebrochen wäre!
Blitze zuckten über den Hof und ließ die alte Bretterbude des Gänsestalles, gespenstisch erscheinen.
Mit einem mordsmäßigen Krachen brach die Bude in sich zusammen und man meinte, Frau Holle hätte den verfrühten Winter eingeläutet.
Pulverdampf, Gänsegeschrei,
Gejohle und Daunenfedern, aber der Fuchs, der durch einen heruntergestürzten Balken seine Lunte einbüßen musste, war in der Dunkelheit verschwunden.
Das einzige was zum Erfolg geführt hatte, war, dass Anselms Martinsgänse, ein all zu schnelles Ende gefunden hatten, sie waren von den Balken und Brettern des einstürzenden Stalles erschlagen worden.
Ein kalter Wind hatte eingesetzt und Anselm kam wie ein Geist aus dem Nebelschleier hervor, sein Nachthemd blähte sich wie ein Umhang auf, er hatte in jeder Hand eine Gans, die er uns überreichte.
War es Zufall, dass der Gänsestall genau am Sankt Martinstag zusammenbrach? Wo doch Sankt Martin sich in einem versteckte und die Gänse ihn verraten hatten.

Reinmhard Donder und seine serie

Nur der Schleier blieb zurück

Eine Geschichte aus Masuren / Von Hedy Groß

Eine große Hochzeit sollte im Dorfe gefeiert werden, da war immer viel zu bereden. Die Lina sollte heiraten, das Aufgebot hing schon mit Tannen bekränzt, die letzten Tage im Kasten. Ach je, wie oft
sollte die schon heiraten! So oft, dass sie von hier wohl wirklich keiner mehr genommen hätte, aber sie heiratete nach „oberwärts“, und es sollte noch ganz was Feines sein.

So leicht ließ sich nichts verbergen, jeder wusste immer alles. „Von hier hätte sie keiner genommen“, sagten die alten Frauen, und zu meiner Zeit hätte der Pfarrer so einer ja auch den Kranz heruntergerissen und wenn noch vor dem Altar. Aber jetzt ist ja alles anders, jeder macht, was er will. Hübsch sieht sie ja aus, und der alte Kreiz, ihr Vater, hat ja Geld wie Heu. Fünftausend Taler soll er versprochen haben. Ha, ha, vor der Hochzeit versprochen, nichts wird er geben, der alte Gauner. Und sie vergleichen und erzählen von früher.

Von früher, wo kein Mensch auf solche gedruckte Einladungskarte zur Hochzeit gefahren wäre. Ach was, acht Tage musste Abend für Abend der Hochzeitsbitter zu allen Geladenen kommen und sein Sprüchlein hersagen. Aber das Bitten lohnte ja auch, denn man feierte in Masuren acht Tage Hochzeit. Zuerst im Hause der Braut, dann bei den Brautführern und Brautjungfern, die man Swati und Druchni nannte. Später wurden diese Worte Begriffe für feine junge Leute.

Wenn dann nach einer Woche der Hochzeitszug sich in Bewegung setzte, um die Braut in das Haus des Bräutigams zu geleiten, voran das Hochzeitsgut auf den hohen Leiterwagen, eskortiert von den Stuten und Kühen, die zur Aussteuer gehörten, ja, dann konnten die meisten Alten nicht mehr mit. Zu sehr hatten sie die Schöße der Bratenröcke durch die Polkas und Krakowiaks fliegen lassen. Umso schöner konnte sich das masurische Temperament der Jungen entwickeln.

Wenn das Festmahl nicht schnell genug aufgetragen wurde, konnte es leicht passieren, dass die übermütige Meute sich auf die Kunstfaser stürzte und die leerfutterte, oder dass die Braut ihre Leinwandballen am nächsten Tag in Stall und Scheune zusammensuchen musste.

Aber was war das für ein Spaß, am nächsten Tag im Dorfe erzählen zu

können, man habe im Hause des Bräutigams so hungern müssen, dass man den ganzen Kumst verspeist habe. Der Arme sei vollständig pleite, er warte nur auf die Mitgift der Braut.
Na ja, wenn auch nur mit gedruckten Einladungskarten, aber die Lina wollte eine tolle Hochzeit haben. Den Leuten sollten die Augen übergehen: dreißig Wagen und das schönste Hochzeitskleid. Zwei
Schneiderinnen aus der Stadt nähten schon acht Tage an dem Staat, zwei Köchinnen waren da, ein Fleischer und zwei Kellner aus der Stadt, wo doch sonst überall der Paul und der Franz das so schön machten mit dem Bedienen. Ach ja, es war schon allerlei Übermut und Hochmut dabei, aber sie wollte es alles „aufs Feinste".
Und am letzten Abend kam der Bräutigam, und programmmäßig fing das große Poltern an, es ging überhaupt alles programmmäßig, bis Rosa auf den Plan trat.
Wer Rosa war? Rosa war, was man so eine Perle nennt, sie war es in vielerlei Hinsicht. Ein junges polnisches Dienstmädchen, auf eigne Faust über die grüne Grenze gekommen und auf einem Hof
hängengeblieben, wo sie sich zu Hause fühlte.
Die Natur hatte ihr so allerlei rührende Schönheit spendiert. Kam mal fremder Besuch, so geschah es schon, dass er begeistert meinte: „Man müsste sie mal anziehen und auf den Kurfürstendamm mitnehmen, die würden da vielleicht staunen!"
Na nein, so war es nicht, Rosa verlor vollständig, wenn sie ihre bezaubernden braunen Beine in Schuhe und Strümpfe zwängte und ihren kleinen verwaschenen grünen Kittel, der kaum ihre Knie bedeckte, mit einem richtigen Kleid vertauschte. Auch ihr blonder Kinderschopf vertrug keine Frisur.
Dieselben Leute, die sie sich auf den Kurfürstendamm wünschten, wollten sie ja auch unbedingt fotografieren, aber das erlaubte Rosa nur, wenn sie sich „fein gemacht hatte, und auf dem Bild prangte dann nichts weiter als ein sonntagsfeingemachtes Landmädchen.
Ja, mit dem Liebreiz, das war schon was. Außerdem konnte sie wunderbar geschickt und schnell arbeiten, lernte im Nu Deutsch und strahlte immer, aber sonst war Verschiedenes bei ihr nicht ganz in
Ordnung. Es fehlte ihr zum Beispiel jedes Vermögen, einen Eigentumsbegriff anzuerkennen. Was nicht gerade von bissigen Hunden bewacht war, gehörte ihr ebenso gut wie jedem anderen.

An diesem selig unseligen Polterabend nun hatte man im Hause entdeckt — Rosa war nicht besonders vorsichtig bei der Ausführung ihrer Fehlhandlungen — ja, man hatte entdeckt, dass sie aus dem Familienalbum sämtliche Fotos von Damen, die ihr schön vorkamen, an sich genommen hatte, auf die Rückseite hatte sie geschrieben, das sei nun sie, Rosa, und sie hatte die Fotos als Postkarten an ihre Freunde und Verwandten nach Polen adressiert.
Man war ihr natürlich sehr böse, und sie zog vor, erstmal wegzulaufen, bis sie sich wieder etwas beruhigt haben würden, natürlich ins Dorf, wo man Scherben warf und sich amüsierte. Ihr war leider nicht sehr lustig zumute, und als man Kuchen herausreichte und sie ein Stück zu fassen bekam, merkte sie, dass sie Hunger hatte. Sie schlich in den Garten, ein paar Birnen würden da schon noch im Grase liegen.
Da wird im Giebel das große Fenster hell, Rosa pirscht sich heran. Die Braut steht vor dem offenen Schrank, in dem die Hochzeitskleider hängen. Sie hebt ein weißes Märchengewand heraus, sie tritt damit vor den Spiegel, sie hält es gegen ihr Gesicht, sie macht ein paar tänzelnde Schritte, fröhlich summend betrachtet sie alles und präsentiert es gewissermaßen Rosa. Das war unklug von ihr, bestimmt, aber die beiden Damen hatten sich vorher nicht gekannt.
Und wie es wieder dunkel wird, denkt Rosa, was sind alle Fotos aus dem Album von den schönen Damen gegen dieses Feenmärchen. Einmal nur möchte sie es anziehen, dann wäre sie ein Engel.
Und wenn sie damit nach Polen ginge, die würden sie gar nicht wiedererkennen. Sie war ja noch nie im Kino, sowas Berauschendes hatte sie noch nie gesehen. Sie drückt ein wenig gegen das Fensterkreuz, ach, es gibt so leicht nach, oder geben Rosas Wünsche
ihr so viel Kraft. Wie eine Katze klettert sie fix und lautlos hinauf, schleicht zum Schrank, der Schlüssel steckt natürlich drin. Schon hat sie den ganzen weißen Wunschtraum im Arm, nun noch schnell die Schuhe, ach, und da liegt noch solch lustiges buntes Hütlein, weiß ist langweilig, der Hut muss mit. Lautlos entflieht sie in Sekunden, ohne allerdings zu vergessen, den Schrank zu verschließen und den Schlüssel in den Garten zu werfen. Da werden sie lange zu suchen haben.
Sie merken es überhaupt erst am nächsten Morgen, dann allerdings ist es für die Brautjungfern sehr ärgerlich, dass sie nicht an den Schrank

herankönnen, sie müssen doch die Braut schmücken. Sie selbst war als letzte am Schrank, aber sie weiß nicht, wo sie den Schlüssel versteckt hat. Solch eine Braut am Hochzeitstage, und wäre sie noch so gescheit, furchtbar!
Eine Aufregung wird das! Schließlich, als es schon bald Zeit ist zur Kirche zu fahren, muss ein Tischler herbei. Die ersten Gäste kommen ja schon angefahren, der Lehrer ist schon da, um die Ausführungsansprache für das junge Paar zu halten.
Na, und nun ist die Überraschung nicht schlecht, als einziges liegt in seinem Karton der Schleier —sonst nichts, und in einer Stunde ist die Trauung angesetzt, und ein Wagen mit Gästen nach dem andern fährt vor. Wer hat nur diesen Streich gespielt! Der Gendarm wird geholt, ein Polizeihund soll kommen, wie ein Lauffeuer geht es durch das ganze Dorf. Das ist bestimmt die Rache eines Freiers oder sonst wie Betrogenen, aber wer nur, wer könnte sowas tun!
Die Braut fährt schließlich in einem ganz gewöhnlichen weißen Kleidchen, das schon mehrere Sommer gesehen hat, in die Kirche, lediglich umhüllt von dem wunderbaren pompösen Schleier. Genau umgekehrt hätte der Dieb verfahren müssen, meinen einige Klatschmäuler vor der Kirchentür, aber wer will das entscheiden. Und ein Schleier kann auch nicht alles verdecken, zu krass guckt das einfache Fähnchen heraus.
Und wir wissen ja schon, Rosa hatte anders entschieden, für sich das Kleid. Doch kaum war die Trauung vorbei, bekam man einen kleinen Wind, wo ungefähr das Hochzeitskleid schwimmen könnte. Am Abend vorher war im Gasthaus das Petroleum ausgegangen, das Hochzeitshaus hatte so großen Bedarf, da musste der alte Oberst abends noch aufs Pferd und aus dem Nachbardorf eine Kruke heranholen, man wollte ja schließlich nicht im Dunkeln feiern.
Oberst ist am Tage Hirt, und als man ihm etwas verspätet wegen des Hochzeitstrubels das Mittagessen herausbringt, erfährt natürlich auch er von dem Malheur mit dem Hochzeitskleid.
Er wird ganz aufgeregt, warum nur, er kümmert sich doch sonst nur um sein Vieh! „Aber da soll doch, aber wenn das man nicht --- Ach nei, ach nei, na gestern im Waldkrug, wo ich doch noch nach das Petroleum war, der Schinder, da hat doch solche feine Dame getanzt in einem langen weißen Kleid, aber das Kleid war ja schon ganz schmutzig, mit Bier begossen, und wenn ich jetzt so denk, so richtig hat es auch nicht auf ihr

gepasst. Na, wenn das man nicht könnte . . .
Und denn dieser damlige kleine Hut, der kam mir doch gleich so bekannt vor. Ach je, das war doch der alte Kinderhut von unser Fräulein, wo sie noch inne Schul trug. Das war das Kleid, sag ich, nei Tanz war nich, ach was, die jungen Leute waren doch alle hier aufm Polterabend, nei, nur Grammophon hatten sie, paar Kinder haben Faxen gemacht und die alte Piotrowsche, das alte Bettelweib, wo immer auf halben Kilometer nach Schnaps stinkt, die hat mit der feinen drei bastgen Dame getanzt. Was, ich hätt gleich sagen sollen?
„Na, nu is gut, nu hab ich noch Schuld, es wird immer besser. Ich hab dreißig Stück Vieh zu hüten und die Schafe, und ihr könnt nich mal auf ein Kleid aufpassen, wo nich mal Beine hat ...“
Nun brauchte man nicht mehr lange zu suchen, auch der Polizeihund war inzwischen gekommen und man fand ein Häuflein schmutziger Atlas- und Tüllkleider in einem Heuschober nahe beim Gasthaus des Nachbardorfes, der Rosa als Ankleideraum gedient hatte.
Hatte sie auch anfangs mit dem Gedanken gespielt, nach Polen zu laufen und auch diese Richtung eingeschlagen, im Dorfe selbst konnte sie ja nicht bleiben, da kannte sie ja dieser und jener, so war ihr doch zum Glück rechtzeitig eingefallen, dass sie morgens die Kühe melken musste, vorher aber wollte sie unbedingt noch etwas schlafen.
Außerdem hatte sie den ganzen Plunder auch schon gründlich satt, so unbequem war alles. Nein, für lange Zeit war das nichts.
Und diesmal sollten sie sie auch nicht auf frischer Tat ertappen, sie wusste aus Erfahrung, dass alles Herausreden dann nichts half, obwohl sie darin an sich ein Meister war. Sie hatte Pech, immer erwischte man sie, deshalb wollte sie diesmal rechtzeitig alle Spuren verwischen.
Die Braut aber bekam nun doch eine ganz berühmte Hochzeit, zwar nicht wegen des schönsten Hochzeitskleides, aber der Ruhm vom gestohlenen Hochzeitskleid durchlief das ganze Kirchspiel und den ganzen Kreis.

Hedy Groß
geboren als Hedwig Czapnick am 10.9.1916 in Regelnitzen später Regeln im Kreis Lyck, gestorbnen im Sommer 1988 in Hamburg. Ihre Familie gehörte Nachweislich zu den ältesten im Kreis. Sie gehörte zu den Kunstbeflissenden , nach eigenen Angaben zu den Malern, später schrieb sie unzählige Heimatgeschichten, natürlich von und über ihr geliebtes Masuren.

Teksty w języku polskim

Saski Siedmiogród: Gdzie mazurski wiatr spotyka oczy Sybinu i mury Braszowa

Ewa Dulna

Kiedy myślimy o krainach naznaczonych wielokulturowym dziedzictwem, przed oczami stają nam nasze rodzinne Mazury – region, gdzie gotycka cegła, echa dawnych niemieckich dialektów i warstwy splatających się losów stworzyły wyjątkowy mikrokosmos.

Istnieje jednak w Europie miejsce, oddalone o setki kilometrów na południe, które pod wieloma względami przypomina nasze Mazury – zarówno pod względem wielokulturowej przeszłości, jak i architektonicznych śladów niemieckiego osadnictwa.

U stóp dzikich, strzelistych Karpat leży Transylwania. Dla wielu to jedynie filmowa ojczyzna Drakuli, lecz dla uważnego obserwatora, zwłaszcza z Mazur, to przede wszystkim saski Siedmiogród. Kraina warownych kościołów, brukowanych miasteczek i architektury, która przetrwała wieki burzliwej historii.

Śladami Siedmiogrodu: Kim byli sascy osadnicy?

Aby zrozumieć fenomen niemieckiego dziedzictwa Rumunii, musimy cofnąć się do XII wieku. To właśnie wtedy król Węgier Gejza II zaprosił na te tereny osadników z Nadrenii, Flandrii i doliny Mozeli. Choć pochodzili z różnych regionów Europy Zachodniej, z czasem przylgnęło do nich wspólne miano Sasów siedmiogrodz

kich (Siebenbürger Sachsen). Ich zadaniem było zagospodaro wanie słabo zaludnionego pogranicza Królestwa Węgier, rozwój gospodarczy regionu i wzmocnienie jego obronności przed zagrożeniami zewnętrznymi.

Sasi odegrali ogromną rolę w rozwoju tej części Europy. Wokół swoich osad wznieśli rozbudowane systemy obronne, budując charakterystyczne kościoły warowne, które do dziś stanowią jeden z najbardziej rozpoznawalnych elementów krajobrazu Transylwanii. Niemiecka nazwa regionu – Siebenbürgen – tradycyjnie kojarzona jest z siedmioma okręgami administracyjnymi Sasów, choć jej dokładne pochodzenie pozostaje przedmiotem dyskusji historyków.

Podobnie jak pruskie zamki i kościoły na Mazurach, tak i transylwańskie warownie stały się świadectwem trwałości lokalnych społeczności oraz ich zdolności do przetrwania w czasach politycznych i militarnych zawirowań.

Sybin: Miasto, które patrzy

Jednym z najwspanialszych klejnotów saskiego Siedmiogrodu jest Sybin, w literaturze niemieckiej znany jako Hermannstadt. Położony malowniczo na tle majestatycznych szczytów Karpat Południowych, w pobliżu Gór Fogarskich, od wieków zachwyca swoją urbanistyczną strukturą. Miasto dzieli się na dwie wyraźne części: Górne Miasto – niegdyś bogate, pełne reprezentacyjnych placów i kościołów, gdzie tętniło życie patrycjatu oraz Dolne Miasto, z urokliwymi, krętymi uliczkami, przy których swoje warsztaty prowadzili rzemieślnicy.

Spacerując po sybińskim Dużym i Małym Rynku (Piața Mare i Piața Mică), nie sposób oprzeć się wrażeniu, że jest się obserwowanym. Wszystko za sprawą słynnych „oczu Sybinu". To cha-

rakterystyczne, owalne okienka strychowe osadzone w ciężkich, krytych dachówką dachach dawnych saskich domów kupieckich. Pełniły funkcje wentylacyjne i doświetlały poddasza, wykorzystywane między innymi do przechowywania zapasów. Dziś stanowią jeden z najbardziej rozpoznawalnych symboli architektonicznych miasta. Wyglądają jak na wpół przymknięte, senne powieki, które od stuleci śledzą krok po kroku każdego przybysza.

Braszów: Kupiecka potęga u wrót Karpat

Kierując się dalej na południowy wschód, docieramy do Braszowa (Kronstadt). Historia tego miasta splata się z zakonem, który doskonale znamy z północnych rejonów Polski. Na początku XIII wieku król Węgier Andrzej II sprowadził na te tereny Zakon Krzyżacki. W 1211 roku rycerze zakonni otrzymali Ziemię Borsa (Burzenland), gdzie mieli umacniać granice królestwa i rozwijać osadnictwo. Ich obecność trwała jednak krótko – już w 1225 roku zostali stamtąd wypędzeni. Nie założyli Braszowa, ale ich działalność stanowi jeden z ciekawszych epizodów w historii tego regionu.

Dzięki strategicznemu położeniu na styku szlaków handlowych łączących Europę Zachodnią z Bałkanami i Orientem Braszów szybko wyrósł na jeden z najważniejszych ośrodków gospodarczych Siedmiogrodu. Niemieccy kupcy i rzemieślnicy przyczynili się do jego rozkwitu. Wokół miasta powstał rozbudowany system murów obronnych, baszt i bram, chroniący mieszkańców oraz ich handlowy majątek.

Dzisiejszy Braszów, z tętniącym życiem rynkiem i górującą nad nim górą Tâmpa, łączy surowość średniowiecznej twierdzy z elegancją zachodnioeuropejskiego renesansu i baroku.

Świadek z popiołów: Monumentalny Czarny Kościół

W samym sercu Braszowa wznosi się budowla, która dominuje nad miejską panoramą – Czarny Kościół (Schwarze Kirche). To największa gotycka świątynia w południowo-wschodniej Europie, pierwotnie katolicka, a obecnie ewangelicka. Jej długość wynosi niemal 90 metrów.

Swoją mroczną nazwę kościół zyskał w wyniku tragicznych wydarzeń z 1689 roku. Podczas wielkiej wojny austriacko - tureckiej miasto ogarnął katastrofalny pożar, który wybuchł w czasie obecności wojsk habsburskich. Ogień zniszczył dach i poważnie uszkodził wnętrze świątyni. Osadzająca się sadza przyczyniła się do jej charakterystycznego wyglądu, od którego pochodzi dzisiejsza nazwa Czarnego Kościoła. Choć późniejsze prace remontowe i konserwatorskie częściowo zmieniły wygląd murów, nazwa na trwałe zapisała się w pamięci mieszkańców.

Wchodząc do środka, mazurski czytelnik poczuje znajomy chłód i surowość protestanckiego wnętrza. Sasi, podobnie jak dawni mieszkańcy Mazur, w czasach reformacji w dużej mierze przyjęli luteranizm. Wnętrze Czarnego Kościoła skrywa jednak coś absolutnie wyjątkowego. Na ścianach i ławkach znajduje się imponująca kolekcja ponad stu dywanów anatolijskich z XVII i XVIII wieku. Były to dary od bogatych kupców, którzy po bezpiecznym powrocie z wypraw handlowych do Imperium Osmańskiego składali orientalne dzieła sztuki w podzięce Bogu. Ten niezwykły kontrast bliskowschodniego rzemiosła i surowego, niemieckiego luteranizmu do dziś zapiera dech w piersiach.

Zmierzch i odrodzenie: Co pozostało z saskiego świata?

Podobnie jak na Mazurach, XX wiek przyniósł saskiej społeczności Transylwanii głęboki przełom. Po II wojnie światowej nie-

mieckojęzyczni mieszkańcy regionu doświadczyli represji, deportacji do Związku Radzieckiego, wywłaszczeń i ograniczeń życia społecznego. Później, w czasach komunistycznej dyktatury Nicolae Ceaușescu, mniejszość niemiecka stała się przedmiotem polityki emigracyjnej, w ramach której władze Rumunii otrzymywały od Republiki Federalnej Niemiec pieniądze za zgodę na wyjazd swoich niemieckich obywateli.

Ostateczny przełom nastąpił po 1989 roku. W kolejnych latach znaczna część pozostałej jeszcze społeczności saskiej wyemigrowała do Niemiec, pozostawiając za sobą domy, kościoły i wiekowe cmentarze. Dawny świat, który przez stulecia współtworzył oblicze Siedmiogrodu, niemal całkowicie zniknął z codziennego życia regionu.

Transylwania nie zapomniała jednak o swoich dawnych gospodarzach. Dziś saskie wsie, takie jak Viscri, Biertan czy Prejmer, przeżywają turystyczne odrodzenie. Ich historyczna zabudowa oraz monumentalne kościoły warowne zostały objęte ochroną i wpisane na Listę Światowego Dziedzictwa UNESCO. Choć wielu dawnych mieszkańców wyjechało, ich dziedzictwo jest pieczołowicie chronione i przyciąga podróżników szukających autentyczności, historii oraz nostalgicznej atmosfery dawnych europejskich miasteczek.

Dla nas, mieszkańców Mazur, podróż do saskiego Siedmiogrodu może być czymś więcej niż tylko odkrywaniem kolejnego zakątka Europy. To spotkanie z historią, której ślady znamy również z własnego regionu. W oknach sybińskich kamienic, w cieniu wież Czarnego Kościoła i w ciszy transylwańskich dolin odnajdujemy tę samą tęsknotę za minionym światem, którą tak dobrze znamy znad mazurskich jezior.

Bernadetta Darska, „Republika ludzi młodych. Opowieść o nowym człowieku", Iskry 2026

Grzegorz Supady

Najnowsza książka Bernadetty Darskiej łączy w sobie kilka cech gatunkowych. Jest zarazem *suigeneris* (o)powieścią, monografią naukową i reportażem. Historia „republiki ludzi młodych", jaką w latach powojennych był dom dziecka w Bartoszycach, opowiedziana jest językiem klarownym, przejrzystym, zrozumiałym i potoczystym. Ale to, co w pierwszej kolejności zwraca szczególną uwagę, to obiektywizm towarzyszący autorce podczas całego procesu prezentowania tego jakże pasjonującego tematu. W pewnym sensie nie było to wszak wcale takie łatwe, albowiem Darska miała i ma do opisywanych przez siebie miejsc i realiów stosunek wyjątkowy. Już jako dziecko eksplorowała mianowicie w swoim rodzinnym mieście okolice przylegające do dawnych koszar Ludendorffa (a więc siłą rzeczy synonimu „pruskiego militaryzmu"), ponadto znała niektóre z przedstawionych postaci osobiście. Istniała zatem pokusa, żeby w swej książce przedstawić przynajmniej nieco polukrowany wizerunek placówki stworzonej skądinąd z całkiem szlachetnych pobudek gdzieś na rubieżach Polski. A to właśnie tam znalazły się Bartoszyce po wyrysowaniu linijką granicy pomiędzy Polską a ZSRR.

Z drugiej strony okres intensywnego wdrażania realnego socjalizmu w Polce na przełomie lat czterdziestych i pięćdziesiątych ubiegłego wieku sprzyjał pójściu utartym i zazwyczaj obo-

wiązującym współcześnie duktem potępiania wszelkich inicjatyw społecznych podejmowanych wówczas. Na szczęście autorka cały czas miała na względzie wspomniany już powyżej krytycyzm. Niezależnie od pewnych zastrzeżeń w tej materii afirmuje starania ludzi pragnących stworzyć jakieś znośne miejsce na ziemi dla dzieci tak okrutnie okaleczonych i doświadczonych przez los. Krytyczny dystans autorki ujawnia się na przykład jeszcze wtedy, gdy przedstawia ona proces siłowego „repolonizowania" dzieci i młodzieży pochodzenia niemieckiego (czy też po prostu używających tego języka na co dzień, a nieznających języka polskiego). A, jak wiadomo, często oznaczało to głęboką ingerencję w istniejące już w danej jednostce (mimo młodego wieku!) poczucie tożsamości narodowej (czy etnicznej). Warto w tym miejscu przypomnieć choćby podobne doświadczenia mazurskiego pisarza Erwina Kruka, który został osierocony w wyniku działań wojennych. W jednej ze swoich powieści, opartych w znacznej mierze na wspomnieniach z dzieciństwa i młodości, Kruk przywołał między innymi epizod z czasów szkolnych, kiedy to pewien nadgorliwy nauczyciel placówki edukacyjnej, do której wtedy przyszły pisarz uczęszczał, niedelikatnie, by nie rzec topornie, usiłował spolszczyć nazwisko jego klasowego kolegi ze „Schwalbe" na „Jaskółka". Ostatecznie uczeń legitymujący się owym jakże germańsko brzmiącym nazwiskiem zdołał przeforsować pozostanie przy takim, a nie innym jego brzmieniu.

Każdy człowiek pragnie mieć jakąś swoją „małą ojczyznę", z niemiecka zwaną *Heimat*. Natomiast dzieciom, które znalazły się po wojnie w Bartoszycach, drastycznie amputowano nie tylko więzi rodzinne, lecz także poczucie przynależności do

określonego *habitatu*. Darska bardzo plastycznie, a jednocześnie z ogromnym wyczuciem, kreśli drogę, można by wręcz zastosować tu określenie „odyseję", jaką pozbawione rodziny dzieci odbyły, zanim znalazły się w bezpiecznym i, jak się miało wkrótce okazać, stosunkowo przyjaznym dla nich miejscu. Duża grupa przybyła bowiem do Polski z malej miejscowości położonej na Uralu o nazwie Monetna, po drodze zaliczając jeszcze niejako „obozy przejściowe" w Gostyninie albo Sławięcicach na Śląsku.

W wymagających dużych umiejętności i cierpliwości dziele mozolnego odtwarzania tych niezwykle skomplikowanych ścieżek życiowych istotną pomocą okazała się solidnie ugruntowana kwerenda w dokumentach źródłowych. Nie bez znaczenia były dla Darskiej również liczne pozycje autorów i autorek wspomnień i dokonań dziennikarskich, z których na plan pierwszy zdaje wysuwać się wydana w roku 2017 praca Joanny Wańkowskiej-Sobiesiak zatytułowana „Same cudze dzieci". Wyniki wszystkich tych zabiegów poddane zostały przez autorkę „Republiki" rzeczowej, pozbawionej taniego sentymentalizmu analizie, dzięki czemu książka ta już teraz zyskała walor pionierskiego i jakże nowatorskiego dzieła, które odkrywa nieznane wielu osobom postronnym karty w historii najnowszej, i to nie tylko tej dotyczącej regionu, lecz także w skali krajowej. Jak wiadomo, doświadczenie ludności zamieszkującej dawne ziemie niemieckie są bowiem zgoła inne niż te w tak zwanej Polsce centralnej. A dotyczy to choćby funkcjonowania (bądź też nie) samych domów dziecka! Sierot wojennych, owych znanych z książki Igora Newerlego „Chłopiec z Salskich Stepów" *bezprizorynch* dzieci, było tam stosunkowo mniej, ponadto, jeśli już, to często znajdowały one jakieś przytulisko po prostu u dalszej rodziny.

W tym kontekście warto też przypomnieć kwestię tak zwanych „wilczych dzieci" (*Wolfskinder)*, które po zakończeniu działań wojennych przedostały się z Prus Wschodnich na tereny obecnej Litwy i tam wałęsały się, walcząc desperacko o przetrwanie. Duże zasługi w przybliżeniu często jakże zawiłych losów tamtych dzieci mają przede wszystkim niemiecka uczona Ruth Leiserowitz (z domu Kibelka) oraz fińsko-szwedzka dziennikarka i reżyserka Sonya Winterberg, autorka wydanej w roku 2012 książki „Wir sind dieWolfskinder. Verlassen in Ostpreußen" (Jesteśmy wilczymi dziećmi. Opuszczone w Prusach Wschodnich).

W „Republice ludzi młodych" poruszone zostały rozliczne wątki, nie raz i nie dwa pojawia się tu jakieś zasłużone nazwisko lub niecodzienne wydarzenie (jak choćby niezapowiedziana wizyta Bolesława Bieruta w Bartoszycach). Dlatego nie sposób odnieść się w tym miejscu do tego wszystkiego. Zwrócę więc tu jeszcze uwagę na choćby taki fakt, że autorce udała się niełatwa sztuka zmitologizowania ulicy Limanowskiego w Bartoszycach, przy której mieściły się opisywane placówki, w tym dom dziecka, szkoła podstawowa i dwa licea o profilu pedagogicznym, uchodzące przez wiele lat za kuźnie kadr nauczycielskich w całym regionie. Pomijając już postać samego Bolesława Limanowskiego, powojennego patrona owej ulicy, nazwa ta może kojarzyć się również z „limanem", czyli rodzajem zatoki. W tym przypadku zatoki szczęśliwej, takiej trochę w stylu Gałczyńskiego („pokłonimy się nowym brzegom, odkryjemy nowe zatoki").

W „Republice", choć niejako z *of fu*, przywoływana jest opublikowana po raz pierwszy w roku 1950 książka Igora Newerlego „Archipelag ludzi odzyskanych. Opowieść historyczna z roku 1948". Była to proza o mocno socrealistycznym zabarwieniu, do

której z dystansem odnosił się zresztą sam pisarz. Niemniej jednak to Newerly, będący przecież w młodości sekretarzem Janusza Korczaka, jako jeden z pierwszych przedstawił działalność bartoszyckiego ośrodka, któremu od samego początku ojcował i matkował Aleksander Lewin. Karierę zrobił też sam tytuł utworu Newerlego. Z czasem doczekał się on bowiem kontynuacji w ukutym przez twórców olsztyńskiej „Borussii" terminie „Atlantyda Północy". Darska umiejętnie podjęła tę swoistą lokalną tradycję i w swej ostatniej publikacji nadała jej charakter kompendium wiedzy o bartoszyckich ośrodkach edukacyjno-wychowawczych zlokalizowanych „przy Limanowskiego". Zarazem jej „Republika" stała się po upływie trzech ćwierci wieku świetnym nawiązaniem do książki Newerlego, dzięki czemu oba utwory mogą spiąć się w klamrę domykającą ten dotychczas dostatecznie nierozpoznany temat.

Sama zaś autorka zasłużyła na to, by zyskać przydomek Bernadetta „Bartensteinetta" Darska.

Nie żyje Janosch – pisarz, ilustrator i jeden z najbardziej znanych współczesnych twórców literatury dziecięcej.
Zmarł 3 listopada 2026 roku na Teneryfie, w wieku 95 lat.

Janosch (1931 – 2026)

Janosch, właściwie Horst Eckert, urodził się 11 marca 1931 roku w Zabrzu. 1 czerwca 1946 razem z rodzicami i czteroletnim bratem Christianem został wysiedlony do brytyjskiej strefy okupacyjnej w Niemczech i zamieszkał w Bad Zwischenahn koło Oldenburga, gdzie podjął pracę w fabryce tekstylnej oraz naukę w szkole zakładowej. Od 1953 mieszkał w Monachium. Tam podjął naukę malarstwa, którą po paru semestrach przerwał. W następnych latach wędrował po Europie.
Od 1980 roku mieszkał w San Miguel na Teneryfie.
Pseudonim powstał przypadkowo. Swoją pierwszą książkę dla dzieci podpisał imieniem Janusz, ale zecer nie znał języka polskiego i napisał Janosch.
Horst Eckert, pseudonim literacki Janosch, jest autorem przeszło trzystu ilustrowanych przez siebie książeczek dla dzieci, tłumaczonych na 40 języków, sprzedanych na całym świecie w 12 mln egz. Droga do tego sukcesu była długa i kręta.
Światową popularność przyniosły mu książki dla dzieci, przede wszystkim „Ach, jak cudowna jest Panama", lustrowana przez autora, opowiada o przygodach Misia i Tygryska. Bohaterami cyklu są Miś i Tygrysek.
"Kto ma przyjaciela, może się niczego nie bać!" Miś i Tygrysek są przyjaciółmi. I niczego się nie boją, bo razem są silni - jak

niedźwiedź i jak tygrys. Żyją sobie miło w przytulnym domku nad rzeczką. Pewnego dnia jednak wyruszają na poszukiwanie Panamy, kraju ich marzeń. Po drodze przeżywają wiele fantastycznych przygód. Ale gdzie leży Panama? Stary Lis, Krowa i Myszka nigdy o niej nie słyszeli; dopiero Wrona daje przyjaciołom wskazówkę, gdzie jej szukać. Na koniec znajdują to, czego szukali."
Cykl obejmuje ponad 120 pozycji (według innych źródeł 160), które przetłumaczono na ponad 30 języków, a wiele z nich wydano też w języku polskim.

Napisał także powieść dla dorosłych. W 1970 ukazała się w Niemczech jego książkę pt. ***Cholonek, czyli dobry Pan Bóg z gliny*** w języku niemieckim, na język polski w wersji ocenzurowanej ukazała się w roku 1974, a przekładzie (bez cenzury) wydało Wydawnictwo Znak w roku 2011. Jest to opowieść o losach mieszkańców Poremby – jednej z dzielnic Zabrza, w której autor tam się wychował i obejmuje okres od lat 30. do 50. XX wieku.

W 2004 r. powieść została adaptowana scenicznie, przetłumaczona na język śląski i wystawiana do roku 2025 w stałym zespole aktorskim w Teatrze Korez w Katowicach. Teatr planuje dalej wystawiać sztukę, ale w wykonaniu nowego zespołu aktorów.

https://www.welt.de/kultur
https://dziennikzachodni.pl/janosch
https://pl.wikipedia.org/wiki/Janosch
https://katowice.tvp.pl/
https://www.polityka.pl/tygodnikpolityka/kultura/

Geografia a charakter człowieka:

Lenz stawia w tym tekście tezę, że istnieje ścisły związek między krajobrazem (geografią) a ludzką psychiką i rodzajem humoru. Surowy, a zarazem piękny krajobraz dawnych Mazur – pełen lasów, jezior i odizolowanych wiosek – ukształtował specyficzny typ człowieka.

Lenz stawia w tym tekście tezę, że istnieje ścisły związek między krajobrazem (geografią) a ludzką psychiką i rodzajem humoru. Surowy, a zarazem piękny krajobraz dawnych Mazur – pełen lasów, jezior i odizolowanych wiosek – ukształtował specyficzny typ człowieka. Tytułowe „lächeln" (uśmiech) odnosi się do humoru, który nie jest głośnym, prześmiewczym śmiechem, lecz mądrym, nieco melancholijnym, zdystansowanym i ciepłym uśmiechem. To humor podszyty sprytem, ironią losu oraz specyficzną mądrością życiową ludzi, którzy musieli radzić sobie w trudnych warunkach i na pograniczu kultur różnych.

Siegfryd Lenz: Lächeln und Geographie.

Über den masurischen Humor.

Uśmiech i geografia. O mazurskim humorze

Fragment

Istnieje nie tylko światowy atlas systemów politycznych, ubóstwa czy bogactw naturalnych. Istnieje również światowy atlas humoru. Mimo wspólnej wszystkim ludziom skłonności do śmiechu i potrzeby radości, poczucie komizmu bywa bardzo różne. Każdy naród, każda społeczność ma swój charakterystyczny dowcip i swoją swoistą pogodę ducha. (...)

Ogromną rolę odgrywa krajobraz. To on nadaje humorowi barwę i kształt, obdarza go szczególnym wdziękiem, określa jego charakter i czyni zrozumiałymi jego ukryte aluzje. Nawet dziś, gdy tak wiele konfliktów i problemów okazuje się uniwersalnych, gdy wydarzenie mające miejsce w Sydney wywołuje poruszenie w Oslo, wciąż okazuje się, że pewien rodzaj humoru można zrozumieć jedynie na tle konkretnego, niepowtarzalnego krajobrazu. Aby w pełni pojąć taki humor, trzeba najpierw poznać ziemię, z której wyrósł, oraz ludzi, którzy ją zamieszkują.

O mazurskim humorze, który chciałbym tu scharakteryzować, nie można powiedzieć, że igra odważnie z katastrofą, czerpie iskry śmiechu z aktualnej rozpaczy czy wydobywa finezyjną pogodę ducha z paradoksalnych sytuacji. Moi mazurscy rodacy, jak sądzę, nie cenili subtelnych uśmiechów unoszących się w rozrzedzonym powietrzu intelektualnych wyżyn, wyszukanych aluzji ani szermierczej ironii. Jak wszyscy ludzie innych stron świata stworzyli taki humor, który odpowiadał ich naturze i harmonizował z krajobrazem, w którym żyli.

A był to krajobraz torfowisk i piaszczystych pustkowi południowych Prus Wschodnich; suchych wrzosowisk, sosnowych lasów, czystych i nietkniętych jezior, piaszczystych dróg oraz mokradeł, na których gniazdowały rzadkie ptaki, między innymi bocian czarny. Gorącym, pulsującym życiem latom odpowiadały surowe i suche zimy.

Ludzie tej krainy, Mazurzy, byli chałupnikami, robotnikami leśnymi, chłopami, rybakami, drobnymi rzemieślnikami, robotnikami folwarcznymi i wytwórcami mioteł. Milcząco i cierpliwie, z uzna-

ną pokorą wobec losu, ale także z pewną wyzywającą obojętnością odnosili się do ważnych wydarzeń życia: narodzin, strzyży owiec, miłości, wydobywania torfu, śmierci, wykopków czy klęski szkodników niszczących lasy.

Do mazurskiej odrębności należy jednak coś więcej. Tak jak w kolońskiej pogodzie ducha można odnaleźć wpływy frankijskie i galijskie, tak w mazurskim humorze widoczne są pierwiastki pruskie i polskie, brandenburskie, a nawet rosyjskie. W takim samym sensie, w jakim nie sposób odnaleźć „czystego" berlińczyka, beznadziejnym i zresztą jałowym przedsięwzięciem byłoby poszukiwanie całkowicie „czystego" Mazura. Zawsze mamy do czynienia z wpływami i elementami zmieszanymi, które jednak tworzą nową, spójną całość.

Mimo to potrafimy wskazać cechy charakterystyczne mazurskiej natury. Należą do nich między innymi: smakowanie samego procesu myślenia, błyskotliwa przebiegłość, ociężała złośliwość, nieporadna czułość, prowokacyjna cierpliwość, uległość, upór, lojalność oraz trudna do wyjaśnienia „podskórna inteligencja".

Takie cechy nie wystarczą jeszcze do zdefiniowania typowego humoru, pozwalają jednak domyślać się określonej postawy wobec życia. A właśnie ona jest niezwykle ważna dla zrozumienia mazurskiego poczucia humoru.

Nie mam wątpliwości, że coś takiego jak mazurski humor istnieje. Odpowiada on określonemu sposobowi przeżywania życia i być może najtrafniej można by go nazwać melancholijną sielanką. Nie zawiera on tendencji do odwetu, podstępnej agresji ani przyjem-

ności płynącej z intelektualnej kąpieli w kwasie sceptycyzmu. U swych korzeni jest raczej stanem wdzięczności za życie.

Humor jest jednak nie tylko stanem ducha, lecz także sposobem patrzenia na świat. Składają się na niego sprytna ograniczoność i przebiegła prostoduszność, szczera chytrość, skromność. Aby oddać podstawowy ton mazurskiego humoru, chciałbym przypomnieć postać Wuzia, bohatera Jeana Paula, o którym napisano kiedyś wzorcowo:„Przez cały dzień cieszył się na coś albo z czegoś. Jeszcze przed wstaniem z łóżka cieszył się śniadaniem, przez całe przedpołudnie oczekiwał obiadu, po południu podwieczorku, a wieczorem kolacji. (...) Gdy dzień stawał się szczególnie dokuczliwy i wietrzny, miał tyle sprytu, by schować się pod pierzynę i nic nie robić. Nie była to rezygnacja, która godzi się z nieuniknionym złem, ani zahartowanie, które znosi cierpienie, ani filozofia trawiąca to, co rozcieńczone, ani religia pomagająca znieść to, co wynagrodzone. Była to po prostu myśl o ciepłym łóżku. Wieczorem, myślał sobie, tak czy inaczej położę się pod ciepłą pierzyną, choćby cały dzień mnie szturchano i poganiano. Spokojnie oprę nos o poduszkę i przez osiem godzin będę miał spokój”.

Ten humor, rodzący się ze sprytnego samoograniczenia i pogodnej prostoty, jest w swej podstawowej tonacji bardzo podobny do humoru mazurskiego. Zawiera pewien element parodii. Niemal zawsze coś małego zostaje zestawione z czymś wielkim. Drobiazg mierzy się z olbrzymem, karzeł płata figla gigantowi. Śmieszy nas kontrast i jednocześnie śmiały, a zarazem osobliwy sposób porównania, bardziej niż ryzykowny moment, którego komizm balansuje na ostrzu noża.

Oczywiście także u podstaw mazurskiego humoru kryje się pech, nieszczęście albo smutne doświadczenie. Jednak śmiech nie musi być okupiony cierpieniem ani kunsztownie wypracowany. Powody do żartu są zazwyczaj niewielkie i wynikają najczęściej z poczciwego nieporozumienia lub z udawania w sytuacji kłopotliwej.

Niewinny przykład daje historia pewnego chłopca.

Mazurski chłopak o nazwisku Hermann Schädereit spacerował zimowym wieczorem przed domem podczas silnego mrozu. Był bardzo skromnie ubrany i marzł. Jedną ręką trzymał kota za kark, co jakiś czas podnosił go do góry i potrząsał nim, sam drżąc z zimna na całym ciele.

Robił tak długo, że nikt już nie potrafiłby powiedzieć, jak długo właściwie to trwało. Pewne jest jedynie, że po jakimś czasie przechodził tamtędy Eugen Benduhn i zapytał chłopca:

– Dlaczego stoisz tutaj bez płaszcza i marzniesz?

Na co chłopiec odpowiedział:

– Marznę, proszę pana, tego kota potrząsam, bo zjadł moją kaszankę.

Karzący zostaje ukarany wraz z winowajcą, pouczający sam zostaje pouczony, a kłamca pada ofiarą kłamstwa. W takim odwróceniu ról kryje się wyraźna tendencja wychowawcza, która, jak sądzę, jest charakterystyczna dla mazurskiego humoru. Przykład ten pokazuje również gotowość Mazura do przyznania się, nieco niechętnie i jakby w przebraniu, do własnych słabości. W tym przypadku

chodzi o przysłowiowy upór i zatwardziałość, które przypisuje się mieszkańcom Mazur.

Nie dzieje się to jednak bez celu. Kto potrafi przyznać się do swoich słabości w taki sposób, czyni to z nadzieją, że łatwiej sprosta światu. A dla dawnego Mazura świat był niewątpliwie pełen pułapek i niebezpieczeństw. Był obczyzną, w której należało zachować ostrożność i nie odsłaniać zbyt wiele z samego siebie.

Dlatego znów pojawia się udawanie i przybieranie masek. Udawanie i przybieranie masek osiąga swoje niemal szczytowe natężenie w znanej historii kolejowej, której bohaterem był Eugen Benduhn, podróżujący wraz z synem Friedlem do Insterburga/ Czerniachowska.

Eugen Benduhn i jego syn siedzieli w pociągu. Na pierwszej stacji do wagonu wsiadł nieznajomy i wkrótce wywiązała się rozmowa. Początkowo mówiono o podróży koleją i wygodzie przemieszczania się. Nagle jednak obcy powiedział:

– Myślę, że jesteś Sausmikatem z Frostken.

– Zgadza się – odpowiedział Eugen Benduhn.

– Jesteś żonaty z Elsbeth Adomeit, mieszkasz nad rzeką i masz cztery konie.

– To też się zgadza.

– A poza tym – ciągnął nieznajomy – hodujesz największe gęsi w okolicy, żyjesz w niezgodzie ze swoim teściem, a teraz jedziesz do

Insterburga na pogrzeb swojej ciotki.

– Wszystko co do włosa się zgadza – odparł Eugen Benduhn.

Musiał następnie, na dalsze pytania, szczegółowo opowiadać o śmierci ciotki, o treści testamentu i o wielu innych sprawach.

Krótko przed przyjazdem do Insterburga nieznajomy wysiadł. Wówczas Friedel zapytał ojca:

– Dlaczego mówiłeś na wszystko „to prawda", skoro nic z tego nie było prawdą?

Na to Eugen Benduhn odpowiedział:

– A po co miałbym zaczynać kłótnię?

Śmiech staje się tutaj serdecznym triumfem wewnętrznego wyzwolenia. Przynosi ulgę wobec nieszczęść przewidywanych zawczasu. Mazurski humor, jak już wspomniałem, nie igra otwarcie z katastrofą i nie żongluje przykładowymi tragediami. Wystarcza mu samo przypuszczenie nieszczęścia, by wywołać komiczny efekt. (...). Mazur prawdopodobnie nie reagowałby inaczej, a przynajmniej starałby się nie wykorzystywać własnego cierpienia tak otwarcie jako źródła śmiechu. (...)

W wiejskiej szkole na Mazurach, powiedzmy w Sunowken, nauczyciel czyta dzieciom historię Bożego Narodzenia. W miejscu, gdzie padają słowa: „I ukazał im się Anioł Pański, a oni przestraszyli się bardzo", przerywa lekturę i pyta:

– Dlaczego, waszym zdaniem, ci biedni pasterze, którzy paśli

tam swoje stada, tak bardzo się przestraszyli?

Mały Klumbies wstaje, przełyka ślinę i odpowiada:

– No, bo pewnie dzierżawili od państwa.

Własna sytuacja zostaje tutaj przeniesiona na cały świat. To typowe zachowanie wszędzie tam, gdzie wieś i kosmos stanowią właściwie jedną rzeczywistość i mają tę samą granicę. Im bardziej niewinnie się to dzieje, im bardziej szczerze własne doświadczenie zostaje rzutowane na świat, tym bardziej groteskowy i komiczny staje się efekt.

To właśnie tę szczególną relację Mazura ze światem uważam za najważniejsze źródło jego humoru. Świadome nieporozumienie i udawanie są najbardziej charakterystycznymi sposobami zachowania. Ze strachu, z prostej, można powiedzieć wręcz pierwotnej obawy, człowiek ukrywa swoje prawdziwe zdanie, rzeczywisty stan posiadania i prawdziwe oblicze. Czyni tak dlatego, że gdzieś głęboko uważa los za zazdrosny i skłonny do odwetu. Nigdy nie odsłania się całkowicie, pozostawiając sobie pewien taktyczny margines, który może pomóc przetrwać niecodzienne sytuacje.

Jednocześnie świat, wobec którego żywi się podejrzliwość, staje się usprawiedliwieniem własnych działań i zaniechań. Przejawia się w tym swoista zgoda na bieg rzeczy. Nie dostrzega się wielkiej katastrofy, lecz jedynie drobne niepowodzenie. Tak jak w opowieści o utopionym człowieku:

Przez wiele lat pewien mazurski gospodarz pracował nad wykopaniem na swoim gruncie stawu dla karasi i linów. Dokonał tego

samodzielnie i był ze swojego dzieła bardzo dumny. Przyjaciele i sąsiedzi nie potrafili jednak zrozumieć tego zachwytu, ponieważ staw był bardzo płytki.

Pewnego dnia wydarzyło się coś, co zresztą zdarzało się już wielokrotnie. Pijany człowiek znalazł się nad stawem, być może zastanowił się, po co właściwie go wykopano, potknął się, wpadł do wody i utonął.

Właściciel stawu odkrył nieszczęście i poruszony opowiedział o wszystkim sąsiadowi. Ten zamyślił się i powiedział:

– No tak... Chyba po prostu chciał ci trochę pochlebiać. Tobie i twojemu stawowi.

Można by niemal powiedzieć, że humor ujawnia tutaj pewien brak poznawczy. Każdy humor jest przecież w jakiejś mierze sposobem patrzenia na rzeczywistość, a więc wynika także z określonego zakresu poznania. W przypadku humoru mazurskiego szczególne znaczenie mają jednak uległość, bierność oraz gotowość, by najpierw ze zrozumieniem zaakceptować to, co przynosi los.

Nikt nie reaguje spontanicznym buntem. Złośliwy dowcip, który naświetla sytuację, poddaje ją krytyce i przezwycięża, dowcip, który jednocześnie szydzi i oczyszcza, nie należy do dziedzictwa Mazura.

I właśnie dlatego, co jako Mazur sam śpieszę podkreślić, śmiech Mazura jest śmiechem prawdziwie humorystycznym.

Jeżeli bowiem, zgodnie z niemiecką skłonnością do systematyzowania, oddzielimy humor od satyry i dowcipu, dojdziemy do

pewnych określonych cech antropologicznych. Humor wiąże się wtedy z ciepłem, sprytnym samoograniczeniem, solidarnością w nieszczęściu, pogodną prostotą, cierpliwym współczuciem, a może nawet dobrocią.

Bez najmniejszej chęci wartościowania chciałbym stwierdzić, że poczciwy, uparty upór lepiej określa humor niż piękna, abstrakcyjna gra intelektu.

Można zatem wysnuć wniosek, że cechy mazurskiego humoru są równocześnie cechami humoru w ogóle. A przynajmniej można powiedzieć, że mazurski humor jest humorem w najpełniejszym znaczeniu tego słowa. Nie tylko daje się on uchwycić i opisać, lecz także pozostaje w zgodzie z charakterem krajobrazu. Uległość, bierność, gotowość pogodzenia się z losem oraz solidarność wyrastają bowiem naturalnie z mazurskiej ziemi.

Myślę o przyczajonych przy ziemi strzechach chłopskich chat, o wielokrotnie wspominanych jeziornych brzegach. Myślę o zasypanych śniegiem gospodarstwach pośród bezlitosnych zim, o powolnym wzroście skromnych sosen, o milczących wrzosowiskach i nieustępliwym ubóstwie piaszczystych pól.

W powietrzu unoszą się smugi dymu niewielkich, staroświeckich holowników, które z godną podziwu powolnością prowadzą wielkie tratwy przez jeziora. Rybacy, przeciągając główną sieć pod lodową pokrywą, nawołują się krótkimi, twardymi okrzykami. Cisza trzcinowych zatok, migotliwa tajemnica torfowisk, skrzypiące wozy konne zmierzające na targi, posępne milczenie licznych pomników wojennych – wszystko to należy do mazurskiego krajobrazu.

Należą do niego także obrazy tej chętnie fotografowanej melancholii zmierzchu dnia: porwane sieci suszące się przed ubogimi chatami rybaków, starzy, nieruchomi mężczyźni siedzący na krzywych ławkach, dzieci w skromnych fartuszkach zadowalające się żywymi zabawkami – kogucikiem, kurką czy prosiaczkiem – a także nagie, wyboiste place targowe, wygasłe ogniska flisaków i nieodłączne wozy ze żniw.

W tych obrazach nie ma świetlistej czujności ani jasnego marzenia. Pogoda ducha nie jest w nich czymś zbytecznym, światło nie stanowi wyzwania. Wszędzie odnajdujemy skromność, umiar, pogodzenie się z losem i niewymuszoną zgodę na świat. Człowiek pogodził się z tym, co jest. Urządził się tak jak wskazał los.

Jak dalece Mazur potrafi pogodzić się z rzeczywistością i jakiego rodzaju protest jest w ogóle zdolny sformułować, pokazuje historia Karla Baltruschata.

Przykład ten jest prosty, ale bardzo trafny.

Karl Baltruschat siedzi na ławce w miejskim parku powiatowego miasteczka i z przyjemnością obserwuje gęsi, łabędzie oraz kaczki. Nagle podchodzi do niego sąsiad z rodzinnej wsi. Wita się długo i serdecznie, siada obok, po czym nie potrafi powstrzymać ciekawości:

– A co cię, Karlu Baltruschat, sprowadziło do miasta?

– Przyprowadziła mnie troska mojej żony – odpowiada Baltruschat. – W naszej rodzinie było ostatnio zbyt wiele zgonów. Żona bardzo się tym przejęła i wysłała mnie do lekarza na bada-

nia. Nie dawała mi spokoju.

– I ile zapłaciłeś lekarzowi? – pyta sąsiad.

– Osiem marek. Chętnie zapłaciłem, bo przecież doktor też musi z czegoś żyć.

– A za lekarstwa?

– Dwanaście marek. I również bez żalu, bo aptekarz także chce żyć.

– Pokaż no te lekarstwa.

– Lekarstwa? – odpowiada Baltruschat. – Naturalnie wrzuciłem je do wody. Bo ja też chcę żyć.

Jako Mazur nie potrafię dostrzec w tej logice nic niewłaściwego.(…)

Źródło:
Siegried Lenz: „Beziehungen'. Ansicht und Bekenntnisse zur Literatur
Verlag: Hoffmann u Camp, 1970
Tłumaczenie na język polski: Deepl, AI
Opracowanie redakcyjne: B.W.

Obchody Dnia św. Marcina

Często pierwsze dni listopada nazywano **latem św. Marcin,** bo zdarzało się, że w tych dniach pogoda nagle stawała się łagodniejsza, aby potem gwałtownie się pogorszyć.

Marcin z Tours urodził się na terenie dzisiejszych Węgier w IV wieku po Chrystusie. Św. Marcin zmarł 8 listopada 397 roku w Candes jego ciało sprowadzono Loarą do Tours i pochowano 11 listopada.

„Zanim został biskupem i później ogłoszony świętym, Marcin był rzymskim żołnierzem i służył w straży cesarskiej. Legenda o św. Marcinie opowiada, jak pewnego wieczoru, podczas wykonywania swoich obowiązków spotkał zziębniętego żebraka, który miał na sobie tylko kilka łachmanów. Noc była naprawdę zimna, niebo pełne deszczu, losem biedaka, wahania zdjął biały płaszcz, przeciął go mieczem na pół, przekazując jedną część biedakowi. W tym momencie deszcz przestał padać, chmury się rozeszły, a wokół rozlało się nienaturalne ciepło,. Inny wariant legendy o św. Marcinie mówi, że po spotkaniu z żebrakiem, święty napotkał innego człowieka w jeszcze gorszym stanie, któremu podarował pozostałą część swojego płaszcza, decydując się spać na zimnie. Tej nocy we śnie ukazał mu się Jezus, który podziękował mu za to, że okrył Go i uratował przed nocnym zimnem. Po tym niezwykłym spotkaniu Marcin postanowił przyjąć chrzest i porzucić życie wojskowe. Był postacią kluczową w historii religii średniowiecznej Europy, czczony również przez Kościół prawosławny i koptyjski. Był jednym z założycieli monastycyzmu (religijna forma życia, w której wyznawcy dobrowolnie rezygnują z życia w świecie, aby poświęcić się modlitwie, kontemplacji, ascezie i służbie religijnej), przez

cztery lata żył jako pustelnik na wyspie Gallinara, Później wrócił do Poitiers, został mnichem, a następnie biskupem**."**

Św. Marcin jest patronem dzieci, hotelarzy, jeźdźców, kawalerii, kapeluszników, kowali, garbarzy, krawców, młynarzy, tkaczy, podróżników, więźniów, właścicieli winnic, żebraków i żołnierzy.

Poza religijną wartością historii św. Marcina, jego święto od zawsze wiąże się z **tradycjami ludowymi**, wiejskimi i **folklorystycznymi zwyczajami** związanymi z jesienią i zmianą pór roku. Od czasów starożytnych w dniach lata św. Marcina otwierano beczki, aby spróbować młodego wina, zbierano i pieczono kasztany, spożywano produkty z dyni. W wielu włoskich miasteczkach i wsiach te tradycje są nadal kultywowane w formie malowniczych jarmarków.

W niektórych częściach Europy charakteryzuje się także bardzo urokliwą i malowniczą tradycją: **lampionami św. Marcina**, czyli procesją z pochodniami. Zwyczaj ten jest rozpowszechniony w niektórych rejonach Niemiec, gdzie nosi nazwę Laternenumzug, a także w Belgii, Holandii i północnej Francji. (https://www.holyart.pl/

Dzień św. Marcina w Kościele katolickim obchodzony jest 11 listopada, Cerkiew prawosławna natomiast wspomina św. Marcina 12 października (25 października według kalendarza gregoriańskiego)

W Polsce uroczystą oprawę wspomnienia obowiązkowego(w hierarchii świąt katolickich zajmuje najwyższe miejsce) posiadają: **Poznań, Jarocin, Krzeszowice oraz Bydgoszcz, Jawor i Opatów.**

Tradycje związane ze wspomnieniem św. Marcina obejmują także jadłospisy:

Pieczenie gęsiny – według legendy, gdy Marcin ukrywał się przed wyborem go na biskupa, gęsi swoim gęganiem zdradziły jego kryjówkę. Z tego powodu 11 listopada tradycyjnie spożywa się dania z gęsi

.

Rogal świętomarciński –Tradycja ta wywodzi się z czasów pogańskich, gdy podczas jesiennego święta składano bogom ofiary z wołów lub, w zastępstwie, z ciasta zwijanego w wole rogi. Współczesny rogal świętomarciński ma kształt podkowy, którą miał zgubić koń świętego podczas ucieczki przed nominacją na biskupa.
Popularna jest jednak legenda, że tradycja w obecnym kształcie narodziła się w listopadzie 1891 roku. Gdy zbliżał się dzień św. Marcina, proboszcz parafii św. Marcina ks. Jan Lewicki (ur. 1846, zm. 1909) zaapelował do wiernych, aby wzorem patrona zrobili coś dla biednych. Obecny na mszy cukiernik Józef Melzer, który pracował w pobliskiej cukierni, namówił swojego szefa, aby wskrzesić starą tradycję. Bogatsi poznaniacy kupowali smakołyk, a biedni otrzymywali go za darmo. Zwyczaj wypieku w 1901 roku przejęło Stowarzyszenie Cukierników. Po I wojnie światowej do tradycji obdarowywania ubogich powrócił Franciszek Rączyński, zaś przed zapomnieniem tuż po II wojnie światowej uratował rogala Zygmunt Wasiński

Przysłowia

Jeśli na Marcina sucho, to Gody (Boże Narodzenie) *z pluchą.*
Gdy Marcinowa gęś po wodzie, Boże Narodzenie po lodzie

Nowa książka Tokarczuk – „Świata jest za dużo” – trafiła do księgarń jesienią: 14 października 2026 roku

Od Wydawnictwa:

Najbardziej niesamowita literacka podróż Olgi Tokarczuk

„I co jeśli jedno życie dopełnia drugie albo te życia przenikają się na wiele sposobów, a ludzie o tym nie wiedzą? Lub gdy wiele ludzkich losów splata się w trudne do wyobrażenia figury? I co to wszystko oznacza?”

Po raz pierwszy spotykają się tuż po wojnie, wiosną 1946 roku, w zniszczonej bombardowaniami kamienicy we Wrocławiu. Kim są ludzie, których drogi zeszły się na gruzach twierdzy Breslau? Co zmusiło ich do zebrania się wokół tej dziwnej kosmicznej osi, która jednoczy niebo, ziemię i podziemie? Czy pamięć pozostawionych za sobą domów, upraw, smaków i zapachów odejdzie bezpowrotnie, jak część ich pomordowanych rodzin i przyjaciół? Czy też będzie żyć w nich, pomagając zasiedlić ziemię równie obcą jak nowi sąsiedzi? I czy tajemnice, z którymi przybyli, rany, których doznali, ich często niejasna przeszłość i nowe nazwiska, wody z rzek, nad którymi mieszkali, pozwolą im odbudować tożsamość? A może będą musieli stworzyć zupełnie nową?

„Ta książka jest moim aktem wiary w siłę życia, w moc budowania nowego po katastrofie, w potęgę różnorodności, która zdaje się być ewolucyjną siłą, pomagającą zachować nam odporność na wszelkie zagrożenia. Mam także nadzieję, że przysłuży się lep-

szemu rozumieniu naszej złożonej zbiorowej tożsamości". Olga Tokarczuk

Świata jest za dużo to powieść konstelacyjna i panoptykalna. Jest w niej wszystko, co w twórczości Olgi Tokarczuk budzi najwyższy podziw. Dolny Śląsk, zwłaszcza Wrocław i Wałbrzych, stają się w niej sceną jednego z największych w historii Europy eksperymentów społecznych. Autorka, opisując jego istotę, podąża jednak dalej, poza Ziemie Zachodnie. W tej barwnej, napisanej z niespotykanym rozmachem powieści wędrujemy wraz z bohaterami po Lwowie, Drohobyczu i Buenos Aires, wzdłuż Dniestru i Odry, przez góry i niziny, kilkadziesiąt i kilkaset lat temu, i dzisiaj.

Na okładce wykorzystano fragment plakatu Janusza Marii Brzeskiego, sygnowanego pseudonimem Oracz, pt. „Nad Odrę po ziemię ojców i dobrobyt". Wydawca Wojewódzki Urząd Informacji i Propagandy, Kraków 1945

https://www.wydawnictwoliterackie.pl/

.

Grzegorza Supady: Akrostychy

KLIMAT LEŚNICZÓWKI PRANIE

„Dość już **KLI**kania!”, czas obwieścić,
dzień bez komórki to nie dra**MAT**.
W Praniu tak pięknie las sze**LEŚ**ci,
cisza nad **NI**dzkim wciąż ta sama,
Wskocz więc do **CZÓ**łna, przejrzyj w wodzie,
spójrz jak żagló**WKI** w dali płyną.
To, czego **PRA**gniesz, masz tu co dzień:
upały latem a ś**NIE**g zimą.

12.07.2026

ODLATUJĄCE ZURAWIE

Chł**OD**dne poranki, zimne noce,
po**LA** pokryły krople rosy.
Dzięcioł gdzieś s**TU**ka, wiatr łomoce,
drzewa wsłuchu**JĄ** się w te głosy.
Słońce nieśmiało zza chmur świeci,
od dżd**ŻU**odpocząć dziś by rade.
Do ciepłych k**RA**jów klucz zaś leci,
od **WIE**ków wciąż tym samym śladem

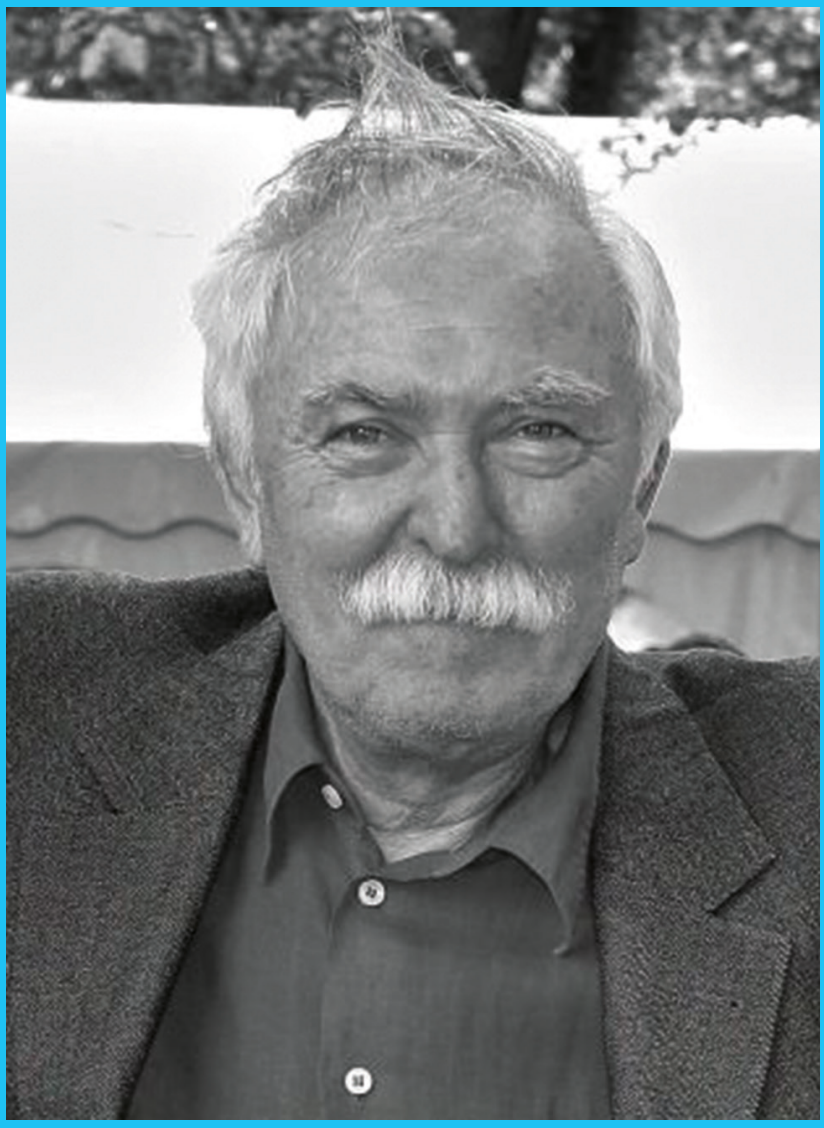
10.10.2026

IMPRESSUM/Stopka redakcyjna

Monatszeitschrift der Masurischen Gesellschaft/ Miesięcznik Stowarzyszenia Mazurskiego -Herausgeber/Wydawca:
Masurische Gesellschaft e.V. Skrytka pocztowa 117,
PL- 10-001 Olsztyn., Tel.: +48 606 68 02 18
E-mail: barbara.willan@gmail.com
https://www.stowarzyszeniemazurskie.pl/de
Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Ewa Dulna (Website-Redakteurin), Uwe Hahnkamp, Arkadiusz Łuba, Reinhard Donder, Grzegorz Supady, Siegfried Burghardt, Dieter Siebald

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:
BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie
Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
Für das Ausland: IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996
BIC: PKO P PL PW
Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen./Redakcja zastrzega sobie prawo dokonywania skrótów nadesłanych tekstów.
Herstellung/Druk: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych TomActive Tomasz Glinka, 10-092 Olsztyn, ul. Obrońców Tobruku 7

Die Zeitschrift wird aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen, Marschallamt in Allenstein und von VdG finanziell unterstützt.
Czasopismo jest wspierane finansowo ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej, Urząd Marszałkowski Województwa Warmińsko-Mazurskiego oraz Związek Niemieckich Stowarzyszeń Społeczno-Kulturalnych w Polsce (VdG)



Wie traurig ist Panama: Schriftsteller Janosch ist tot
S 18
Jak smutna jest Panama: Pisarz i ilustrator swoich książek, Janosch, nie żyje. S.40.

Foto: https://rynek-ksiazki.pl/



Saski Siedmiogród: Gdzie mazurski wiatr spotyka oczy Sybinu i mury Braszowa S. 30

Foto: Ewa Dulna